



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Stanford University Libraries



36105048665421

Reisen in Brasilien. 1849.

918.1 .K28

C.1

Reisen in Brasilien. F

Stanford University Libraries



3 6105 048 665 421

918.1
K28





36105048665421

Reisen in Brasilien. 1849.

918.1 .K28

C.1

Reisen in Brasilien. F

Stanford University Libraries



3 6105 048 665 421

918.1
K28



FORD · VNIVERSITY · LIBRARY
BRANNER BRAZILIAN COLLECTION

50
Brazilian Library 9

4



Nürnberg's Art. Mus.



Rio Janeiro



Neumburg's Kunst. Anat. Log.

15⁰⁰

1849

Reisen

in

Brasilien.

Für die Jugend bearbeitet

von

Julius Kell.

Mit 3 Stahlstichen.

STAMPED LIBRARY

Leipzig:

Julius Meißner.

1849.

6°

330728

YHAGELI (1904) 2

Reisen in Brasilien.

Nach

Garden, Alchenfeld, Neuwied u. A.

1.

Die Wasserreise.

Es war ein schöner Ostermorgen, als ich in Begleitung von etwa hundert Begleitern aus der königlich sächsischen Bergstadt Freiberg auszog gen Brasilien. Ich hatte drei Jahr die Bergwissenschaften auf der Freiburger Akademie studirt, und war jetzt einer anscheinend sehr viel versprechenden Aufforderung zur Auswanderung nach Brasilien, um dort auf Kosten einer Actien-Gesellschaft neue Goldgruben zu begründen, mit vielen andern meiner Landsleute gefolgt, und wenn mich auch nicht das Gold zog, so war doch bei mir die Liebe zu den Naturwissenschaften, und die Lust, die herrliche tropische Gegend Brasiliens kennen zu lernen, so groß, daß ich diese Gelegenheit begierig ergriffen hatte.

Noch lauteten die Glocken auf dem alten Dome, wo Moritz von Sachsen begraben liegt, die Morgen-

luft wehte eifig von dem beschneiten sächsisch-böhmischen Gebirge herunter, und es wurde mir, dem ehrlichen Erzgebirger, trotz aller geträumten Herrlichkeiten der Tropenwelt, doch ganz wehmüthig ums Herz, — daß ich vielleicht auf lange keinen Schnee mehr sehen, die Stücken meiner Heimath nicht wieder hören sollte!

Ich will den Leser nicht mit der langweiligen Reise bis Hamburg langweilen; ich erzähle nur, daß wir glücklich dort ankamen und am ersten Mai das erwählte Schiff bestiegen. Bald lag Deutschland in unserm Rücken, und nachdem wir bei der Felseninsel Helgoland vorbeigesegelt waren, gelangten wir bald in den englischen Kanal. Leider lag während der ganzen Fahrt durch denselben ein dichter Nebel auf dem Wasser und benahm eine jede Aussicht auf das Land; nur zahlreiche Leuchtthürme und Leuchtfeuer bezeichneten Nachts dem Auge die Küsten von England und Frankreich. In der Bai von Biscaya begrüßte uns sogleich einer der dort so häufigen Stürme und hielt drei Tage aus. Der erste Sturm, den man auf dem offenen Meere erlebt, macht auf Jeden einen eigenen Eindruck. Die wilden hohen Bogen, die das Schiff gleich einem Spielball umherwarfen, so daß dasselbe

bald unter, bald über dem Wasser sich befand, thürmten sich gleich Bergen auf und machten schäumend und brausend ein ungeheures Getöse. Dazu der Sturm, der das Meer in seinem Innern aufzuwühlen schien, die in der Dunkelheit der Nacht auf dem Deck des Schiffes abgebrannten Blinkfeuer, welche Alles in einem bläulichen Lichte und leichenartiger Farbe erscheinen ließen, dieses Alles zusammen steht noch jetzt lebhaft in der Erinnerung vor meiner Seele. Nachdem der Sturm ausgetobt, begann eine Regenzeit, und wenn eine solche schon auf dem Lande etwas sehr Unangenehmes ist, so ist anhaltender Regen auf dem Schiffe der unwillkommenste Gast; denn außer daß man durch ihn genöthigt wird, sich in dem engen Schiffsraum aufzuhalten und nicht die schöne frische Meerluft genießen kann, ist der Regen noch gewöhnlich mit Windstille verbunden und hindert den Fortgang der Fahrt.

Endlich, endlich war auch das überstanden. Ein frischer Ostwind trieb das Schiff rasch vorwärts auf den blauen Bogen des atlantischen Oceans, und am 10. Juni Morgens schimmerten uns am fernen Horizont die grauen Küsten von Madeira entgegen.

darin, daß das Thermometer um ungefähr 2—3 Grad sinkt, und daß es während dieser Zeit häufig regnet.

So schön sich aber auch die Hauptstadt der Insel Funchal, vom Meere aus gesehen, ausnimmt, so wenig schön ist sie, wenn man sie selbst betritt. Die Häuser sind alle weiß, meistens niedrig, die Straßen schmal und schlecht gepflastert. Wagen sieht man nirgends; sie wären wegen der steilen Wege nicht zu gebrauchen. Eben so wenig sieht man Fußgänger aus den hohen Ständen; für diese giebt es daselbst nur zweierlei Beförderungsweisen. Die Herren nämlich reiten stets auf kleinen, äußerst sicher gehenden Pferden, die Damen aber lassen sich gewöhnlich in einer, einem Divan ähnlichen Sänfte, auf der sie der Länge nach ausgestreckt liegen, tragen; die Zeit vertreiben sie sich während dessen mit Lesen, wenigstens sieht man meistens eine solche Dame ein Buch in der Hand halten.

Ein frischer Wind trieb uns am 16. Juni von der Rhede von Funchal nach jenem Erdtheile zu, welchem an Pracht und Majestät die kleine Insel Madeira immer noch bei weitem nachsteht. Bald überschritten wir den Wendekreis des Krebses. Die Sonne

brannte ferkengerade auf unsere Köpfe und es war am Tage auf dem Decke des Schiffes, und noch mehr in dem Zwischendeck, eine entsetzliche Hitze. Stellenweise quoll sogar das Pech aus den Fugen des Schiffes und alles Metall war so erhitzt, daß man es auf längere Zeit nicht berühren konnte. Prachtvoll aber ist in diesen Gegenden der Sonnenuntergang. Man muß ihn selbst gesehen haben; Worte genügen nicht, ihn zu beschreiben. Um 6½ Uhr Abends geht die Sonne unter; gleich darauf färbt sich der ganze Himmel in seinem unteren, den Horizont bildenden Theil schön carmoisinroth, welcher Farbe dann stufenweis verschiedene andere folgen: Drangegelb, Grün, Dunkelblau und endlich schönes Hellblau. Inzwischen verbreiten sich eine Menge kleine bräunliche fast durchsichtige Wölkchen über den ganzen Himmel, welcher Anblick, zusammengenommen, mehr einem Zauber als der Wirklichkeit gleicht. Dieses Farbenspiel dauert wenigstens eine halbe Stunde, nach dessen Verschwinden der Himmel eine gleichmäßige blaue Färbung bekommt, zu dem sich bald ein großes Sternenheer gesellt. Der Uebergang von Tag zur Nacht ist hier schon ein sehr kurzer, die Dämmerung währt nur

eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, sie wird aber immer kürzer, je mehr man sich dem Aequator nähert. Dort fängt die eigentliche Nacht sogleich an, nachdem der Tag geendet, indem die dazwischen liegende Dämmerung nur eine Zeit von fünf Minuten umfaßt.

Wir hatten das schönste Wetter und eine ruhige See. Die verschiedenen Arten Fische, welche unser Schiff umkreisten oder begleiteten, die Unmassen fliegender Fische, Haie und Delphine im bunten Gemisch oft durcheinander, boten manche Abwechslung dar, und die Betrachtung derselben gewährte einigen Zeitvertreib bei dem einförmigen Leben auf dem Schiffe. Hin und wieder ließ sich auch ein großer Walfisch blicken, der in hohem Strahl das Wasser von sich spritzte.

Unterdessen waren wir in den sogenannten variablen Ocean gelangt, in welchem auf eine Länge von etwa 100 deutschen Meilen die Witterung beständig wechselt. Einen solchen Wechsel des Wetters, wie dort, kennt man wohl kaum irgend wo anders. In einem Augenblick ist es nämlich, als wenn in diesem Meeresheile alles Leben erloschen wäre; das weite un-

endliche Meer liegt ganz still und todt da; es bewegt sich auf ihm, im eigentlichen Sinne des Wortes keine Welle, es weht auch nicht der allerleiseste Wind; das Schiff muß ganz still liegen, ohne rück- noch vorwärts zu kommen; dabei plagt die Sonne mit ihren glühenden Strahlen Alles und keine Wolke trübt den blauen Himmel. Plötzlich aber, wie mit einem Zauberschlage, bezieht sich der Himmel mit dunklen schwarzen Wolken; es kommen heftige Windstöße, die das Meer aus seinen unendlichen Tiefen aufwühlen und das Schiff umzuwerfen drohen, wenn nicht schnell alle Segel eingezogen werden. Dazu gesellen sich förmliche Wolkenbrüche; es regnet, als wenn Tonnen Wasser unaufhörlich von oben herabgeschüttet würden; gleichzeitig entladen sich die Wolken in Donner und Blitz mit einer Heftigkeit, wie wenn der ganze Erdball in Feuer stände und Alles vernichtet werden sollte. Diese Scene dauert bisweilen einen ganzen Tag, meistens aber nur einige Stunden; dann wird der Himmel wieder klar, der Wind legt sich, die See geht ruhiger, die Hitze trocknet auf dem Schiffe schnell Alles wieder ab, so daß nach wenigen Stunden auf demselben keine Spur mehr von dem eben stattgehab-

ten Unwetter zu finden ist; dieß währt dann so lange, bis über kurz oder lang ein ähnliches Schauspiel sich wiederholt, und dieser Wechsel findet hier Tag ein und Tag aus, Jahr ein und Jahr aus Statt.

Nachdem wir so unter stets wechselndem Wetter und nach unendlicher Langeweile diesen variablen Strich durchsegelt hatten, trieb ein frischer Passatwind unser Schiff dem Aequator zu. Am Morgen des 6. Juli überschritten wir die Scheidelinie der beiden Erd- und Halbkugeln. Freilich findet sich auf dem Meere kein breiter Duerstrich, wie auf dem Erdglobus; denn man überschreitet unbemerkt die mächtige Grenze der nördlichen und südlichen Hemisphäre; aber ein Blick auf die Seekarte zeigt, welche Kluft jetzt das Schiff vom fernen Vaterlande trennt und ein Blick des Auges nach der Sonne, so wie des Abends nach dem gestirnten Himmel bestätigt dieß gar sehr. Jeder empfindet bei einer solchen Gelegenheit gewiß tief die Wahrheit jener Worte Alexanders von Humboldt: Wir fühlen einen unbeschreiblich eigenthümlichen Eindruck, wenn wir beim Herannahen an den Aequator und besonders beim Uebergang von einer Hemisphäre zur andern, die Sterne, welche wir von unserer Kind-

heit an betrachtet haben, allmählig sinken und endlich ganz verschwinden sehen. Nichts erweckt beim Reisenden eine lebhaftere Erinnerung an die ungeheure Entfernung, durch welche er von seiner Heimath getrennt ist, als der Anblick eines unbekannten Firmaments. Der Wanderer fühlt, daß er nicht in Europa ist, wenn er das ungeheure Sternbild des Schiffes oder der phosphoreszirenden Magellan'schen Wolken aus dem Horizont sich erheben sieht. Der Himmel und die Erde, jedes Ding in den Aequator-Regionen nimmt einen erotischen Charakter an."

Den Tag selbst, der für alle Seeleute immer ein Tag der Ehre und Freude ist, feierten wir zwar nicht durch die Einientaufe, welche immer mehr abkommt, und wofür man sich durch ein Trinkgeld bei der Schiffsmannschaft abfindet; sondern wir Kajütenpassagiere setzten uns um eine Bowle Punsch zusammen und gedachten der fernen Heimath und der Freunde auf der nördlichen Halbkugel.

Am 16. Juli Morgens, als wir zum Frühstück beisammen saßen, wurde uns die Ansicht des Landes gemeldet. Alles stürzte aufs Verdeck und siehe da, Brasilien stieg vor unsern freudigen Blicken über den

Spiegel des Oceans empor. Bald erschienen zwei Arten von Seegras und mancherlei Anzeigen der Küste, bis man endlich ein Fischerfloß in See erkannte, auf welchem sich drei Menschen befanden. Diese Flöße, hier Tangardas genannt, bestehen aus sechs an einander gereihten, durch mehrere Querstücke verbundenen Balken aus sehr leichtem Holze. Die Tangarden, welche außerdem ein einfaches Steuerruder, einen Mast mit einem ziemlich großen Segel tragen und worauf sich gewöhnlich zwei Menschen, meistens Neger, befinden, werden zum Fischfang oder zur Fortschaffung verschiedener Gegenstände längs der Küste gebraucht, und es ist unglaublich, mit welcher Kühnheit die Führer derselben oft mehrere Meilen weit in den Ocean hineingehen. Da die See immer das Floß bespült, so steht es natürlich meistens unter Wasser, und deshalb müssen die Gefäße, in welchen Fleisch, Mehl und Wasser als Proviant mitgenommen werden, die aber meist nur aus ausgehöhlten Kürbissen bestehen, wasserdicht verschlossen und gut befestigt sein, damit nicht eine überstürzende Welle den ganzen kleinen Vorrath fortreiße oder durch sein Salz verderbe. Dftmals wird einer der Neger selbst durch eine Welle von seiner

Jangarde herunter und ins Meer geworfen, allein mit großem Gleichmuth und lachender Miene erklettert er wieder sein leichtes Schiff. Wohl würden wir nach einer so langen Fahrt gern die Gelegenheit benutzt haben, uns mit einigen frischen Fischen zu versehen; doch schien unserm Kapitain die Befriedigung unsers Appetits nicht bedeutend genug, um deshalb den Fischerjanganen nachzusegeln. Wir liefen schnell nach der Küste hin und hatten uns derselben schon Mittags so genähert, daß wir sie für die Umgegend von Pernambucco erkennen konnten. Wenn wir bei starkem Winde und bei Nacht in dieser Richtung dem felsenumgürteten Lande uns genähert haben würden, so würde uns die starke Brandung leicht an die Felsen werfen können. Glücklicherweise konnten wir jetzt bei Zeiten umlegen und wieder der hohen See zusteuern. Schon in der Nacht trat sehr heftiger Regen mit Sturm ein, der uns nöthigte, mehrere Tage beinahe auf derselben Stelle zu kreuzen. Der Wind heulte, das Schiff ward heftig herumgeworfen, Regen stürzte in Strömen vom Himmel, so daß wir selbst in unsern Betten nicht sicher waren. Unsere Matrosen litten am meisten durch die Nässe; sie mußten wegen der uns drohen-

den Gefahr Tag und Nacht auf dem Bilde sein und selbst der Rum war kaum mehr hinreichend, sie bei Muth und gutem Willen zu erhalten. Der Anblick der See in diesen finstern stürmischen Regennächten war furchtbar. Hoch sich aufstürmend schlugen die brausenden Wogen bis aufs Schiff und die ganze unabsehbare Wasserfläche schien in Feuer zu stehen; leuchtende Punkte, Striche und selbst große weite Felber glänzten um uns her und veränderten Gestalt und Ort in jedem Augenblicke. Dieses Licht gleicht vollkommen dem des leuchtenden, feuchten, faulenden Holzes. Man hofft bei jenen finstern Sturmnächten gewöhnlich auf den kommenden Tag; allein der Tag erschien uns oft, ohne unsere Lage zu bessern. Furchtbar trübe und dunkel zeigte er sich uns, wie die Nacht, die ihm vorher ging, und die Seeleute konnten ihre Besorgniß vor noch heftigerem Sturm nicht unterdrücken. Man machte dann jedesmal die erforderlichen Vorbereitungen, zog manche Stricke, die in der Nacht gewichen waren, fester an, befestigte die Masten u. s. w. und setzte die Pumpe in Bewegung, um die Dichtigkeit des Schiffes zu untersuchen. Solche Zurüstungen sind für den Passagier äußerst berubig-

gend. Endlich, volle acht Tage nach unserer ersten Ansicht des Landes, wurde der Wind etwas besser, wir sahen wieder die brasilianische Küste und steuerten gerade auf Capo Frio los, das Vorgebirge vor der Bucht von Rio Janeiro. Der frische günstige Wind bewegte stark das Meer, welches hier, wie an den Küsten von Europa, schon die hellgrüne Küstenfarbe angenommen hatte. Die Berge von Brasilien, von den schönsten überraschendsten Formen, alle grün mit jetzt eben mannigfaltig beleuchteten schönen Waldungen bedeckt, die sich in ununterbrochener Reihe längs der Küste hinziehen, versetzte uns sämmtlich in eine ungemein fröhliche Stimmung, und wir sächsischen Bergleute hätten lieber gleich in den Gebirgen eingeschlagen, nach den in ihrer Meinung unerschöpflichen Goldadern. Die Urgebirge, an denen wir hinfegelten, haben die mannigfaltigsten Bildungen; oft sind sie kegelförmig oder pyramidenförmig; Wolken waren hier und da auf ihnen gelagert und ein leichter Dunst gab ihnen eine angenehme sanfte Färbung. Dort ragen auf ihren Spizen über die Bäume des Waldes schlankstämmige Palmen mit ihren kegelförmigen Laubmassen gegen den schönblauen Himmel empor, die dem Anblicke

ein eigenes Gepräge geben und dem nahenden Europäer schweigend eine Welt verkünden, die auch in ihrem Pflanzenleben von jenem, welches er vor Kurzem erst verlassen hat, so ganz verschieden ist.

Nahе vor uns hatten wir jetzt die durch zwei hohe kegelförmige Berge auf beiden Seiten bewachte Öffnung an der Küste, welche nach der Kaiserstadt Rio de Janeiro führt; eine Menge kleiner Felsinseln liegen darin zerstreut, von denen einige durch ausgezeichnete Formen auffallend mit den entfernteren Gebirgsmassen der Küste eine höchst malerische Ansicht gewähren.

Schon fuhren wir durch das prächtige Thor, und es ist durchaus unmöglich, die Gefühle zu schildern, womit man bei der Einfahrt in die weite Bai die mannigfache Schönheit der Landschaft überschaute — einer Landschaft, die auf der Erde vielleicht nicht ihres Gleichen hat und auf deren Schöpfung die Natur ihre ganze Kraft verwendet zu haben scheint. Die Bai hinauf, soweit der Blick ausreichte, tauchten grüne und palmenbekleidete kleine Inseln aus dem dunkelblauen Wasser, und die Hügel und hohen Berge, wovon sie von allen Seiten umgeben ist, bildeten, von

den Strahlen der sinkenden Sonne vergoldet, einen passenden Rahmen für ein solches Gemälde.

Da der Wind nur leise wehte, so rückte das Schiff kaum bemerkbar vorwärts. Diese Zeit der Unthätigkeit wollte ich mit noch einigen Passagieren benützen, um eine jener Felsinseln zu besuchen, und der Kapitain ließ sich endlich bewegen, ein Boot in See zu setzen, und uns einige Matrosen mitzugeben. Man ruderte vorwärts, ohne zu bemerken, daß unser von der Aequatorhöhe ausgedörrtes Boot stark Wasser zog. Als wir eine halbe Stunde heftig gegen die hochschwellende See gearbeitet hatten, sahen wir uns genöthigt, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen; da es uns aber selbst an Schöpfinstrumenten fehlte, so blieb nichts übrig, als die Schuhe auszuziehen und mit ihnen dieß Geschäft zu verrichten. Während dieser Beschäftigung aber hatte das hohe Anschwellen der See das Schiff unsern Augen entzogen, als wir endlich nach ziemlichem Ausschöpfen des Bootes zu der Insel gelangten. Leider zeigte sich aber bei unserer Ankunft an dieser wüsten Insel die Unmöglichkeit, das Ufer zu ersteigen; denn rings umher waren steile, gebrochene, bunte Felsen, woran eine Menge fette Ge-

wäcſe ein wahres Wurzel- und Zweignetz verbreiteten. Die ungeſtüm, mit weißem Schaum hoch aufſpritzende Brandung tobte aber ſo heftig, daß wir voll Ehrfurcht uns begnügen mußten, gleich dem Siſyphus in der Unterwelt, die ſchönen Baumformen in dem auf der Fläche der Inſel dicht verflochtenen Gebüſche aus der Ferne zu bewundern und uns über den zu uns herüberſchallenden Geſang der Vögel zu freuen. Auf den Felsenspitzen ſtanden paarweiſe in großer Menge die weißen Möven mit ſchwarzem Rücken, welche uns ſtolz zu verhöhnen ſchienen. Wir ſchoſſen nach ihnen, ohne Eine davon zu erlegen, denn bei unſern erſten Schüſſen hatten ſie ſich alle hoch in die Luft erhoben, wo ſie uns gleich Schwalben umflogen und ihre Stimmen, gleichſam ſpottend vernehmen ließen. Nach einem Aufenthalte von etwa einer Stunde entfernten wir uns wieder von der Inſel und ſahen uns nach dem Schiffe um; allein dieſes war nun nicht mehr ſichtbar. Unſere Lage ward jezt bedenklich; denn es ſchwebte in dem Eingange dieſes großen Binnenwassers von Rio Strömungen in die See, welche die Schiffe unbemerkt von ihrer Bahn ſeitwärts abziehen, wodurch ſchon viele geſcheitert ſind. Unre

Matrosen mußten gegen die hohe angeschwollene See heftig arbeiten, ohne die Richtung unseres Schiffes zu kennen und wir halfen aus allen Kräften mit, schöpften wieder ein paarmal das Wasser mit unsern Schuhen aus dem Boote und hatten endlich das Glück, über den hohen Wellen die Spitzen der Masten unsers Schiffes zu entdecken, daß wir nach einer langen, ar strengenden Arbeit auch glücklich erreichten, froh, der Gefahr des auf dem Meere doppelt bedenklichen Wirtswars einer Wogenmasse entgangen zu sein.

Als wir etwa eine halbe Stunde von der Stadt Rio de Janeiro den Anker geworfen hatten, durchspähten unsere Blicke die neue große uns umgebende Natur. Im Hintergrunde der Bai erschien das mächtige romantische Orgelgebirge, eine Menge Bergspitzen, pyramidalisch geformt, die sich fast symmetrisch an einander reihen und den Orgelpfeifen am besten zu vergleichen sind. Am Fuße der zackigen Gebirge braust weißschäumend die See, die ein Geräusch verursachte, das wir von allen Seiten rund um uns her die ganze Nacht vernahmen. In dem Scheine der untergehenden Sonne erblickten wir auf dem Spiegel des Meeres Schaaren sehr schön gefärbter Fische, deren prächtig rothe Farbe

einen seltenen Anblick gewährte. Als es Abend wurde, waren die zahllosen Lichter der Stadt von der schönsten Wirkung, und als sich Landwind erhob, trug er einen lieblichen Duft von Drangen und andern Blumen auf die See, was uns Passagieren, die wir so lange auf den Pech und Theergeruch des Schiffes beschränkt gewesen waren, einen um so höheren Genuß gewährte.

2.

Rio de Janeiro.

Es war ein wundervoller Morgen, an welchem ich das Festland der neuen Welt betrat. Land, Pflanzen und Menschen bieten einen durchaus fremdartigen Anblick. Die zahlreichen kleinen Boote und Kanoes, die im Hafen zwischen den zahllosen Kauffarthenschiffen herumschwärmen, sind sämmtlich mit afrikanischen Schwarzen bemannt; die langen engen Straßen, durch

welche wir wandelten, waren mit Menschen derselben Gattung angefüllt — die fast nackt und unter ihren Lasten scherzend, oft Kaffeesäcke auf dem Kopfe tragend, schreiend und singend durch die Straßen liefen und dabei einen fast unerträglich starken Geruch verbreiteten. Es war fast nirgend ein weißes, Gesicht zu sehen. Die Kaufläden, deren Thüren und Fenster den Tag über meist geöffnet sind, scheinen von Mulatten oder fast eben so dunkelfarbigen Portugiesen bedient zu sein. Des Morgens vom Schiffe aus gesehen, hatte die Stadt mit ihren langen und ihren weißgetünchten Kirchen und Häusern ein impassantes Ansehen gehabt; eine nähere Beschauung aber verscheuchte die Täuschung. Die Straßen sind eng und schmutzig und der Gestank der Tausende von Negern und die Ausflüsse der zahlreichen Victualienläden machen den ersten Eindruck nichts weniger als angenehm.

Die Straßen sind nicht nur eng und schmutzig, sie sind auch schlecht erleuchtet und noch schlechter gepflastert, obgleich die Stadt von Gebirgen des schönsten Granits umgeben ist. Die Häuser sind meistens fester Bauart, meist von Granit, und nur ein bis

zwei, selten drei Etod hoch. Schöne Kirchen und Klöster, öffentliche Gebäude, fehlen allerdings nicht, auch giebt es schöne Brunnen, welche ein Aquaduct — eine drei Stunden lange Wasserleitung — welche auf hohen Schwibbogen das Wasser von dem Gebirge in die Stadt hinein leitet.

Einen Gegensatz zu dieser alten Stadt bilden die reizenden pittoresken Vorstädte von Rio. Nach allen Richtungen um die Stadt hin dehnen sich dieselben aus und verlieren sich zwischen den sie umgebenden Bergen. Schöne breite Wege verbinden sie mit der alten Stadt. In ihnen hat der Kaiser sein Lustschloß, die Gesandten fremder Mächte ihre Wohnungen, die wohlhabenden Kaufleute ihre Landhäuser und die verschiedensten Gebäude in englischem, spanischem, portugiesischem und französischem Geschmack aufgeführt, wechseln dort mit einander ab. Dazwischen liegen reizende Gärten und Anlagen, in denen die herrlichsten Bäume wachsen, Mangostämme, die dunkeln Schatten und angenehme Früchte bieten, hohe, schlanke Cocospalmen, Bananenbäume und dichte Gruppen dunkelgrüner Drangenwälder mit goldenen Früchten beladen, Melonenbäume oder die prachtvoll scharlach-

roth blühende *Gnythrina*. Reiter und Fuhrwerk, Droschken, Omnibus und Kutschen durchziehen die Straßen, Restaurationen, Caffeehäuser und Vergnügungsorte der mannigfaltigsten Art ziehen stets eine Menge Menschen dahin. Kurz dieser Theil Rio's kann sich gewiß mit jeder auch noch so großen Stadt Europa's messen. Mit diesem Allen vereinigt sich nun noch die über alle Begriffe üppige Vegetation und das warme Klima, um Rio zu einem der schönsten Orte der Erde zu machen.

Das Klima von Rio ist durch die Eichtung der benachbarten Wälder bedeutend gemildert worden; Vordem ließen sich die Jahreszeiten kaum in eine trockene und eine nasse eintheilen, wie es gegenwärtig geschieht; denn damals regnete es fast das ganze Jahr hindurch und die Gewitter waren nicht nur häufiger, sondern auch heftiger. Da die Feuchtigkeit hat sich in dem Maaße verringert, daß die Stadt sogar an Wasserzufluß verloren und die Regierung demnach ein weiteres Umhauen der Wälder auf dem Corro-vado-Gebirge nach den Quellen der Wasserleitung hin befohlen hat. Während der Monate Mai, Juni, Juli, August und September ist das Klima gewöhn-

lich sehr angenehm, da dieß die trockene und die kühle Jahreszeit ist. Allerdings fehlt es auch der trockenen Jahreszeit nicht an Regen, aber das ist kein Vergleich gegen die beständigen Regengüsse der andern, die gewöhnlich im Oktober ihren Anfang nehmen.

Die 250,000 Einwohner Rio's bestehen hauptsächlich aus Portugiesen und ferner sowohl weißer als farbiger Abkömmlinge. Nur die im Lande Geborenen werden Brasilianer genannt und seit das Land im Jahre 1820 ein unabhängiges Reich geworden ist, hat zwischen den Brasilianern und den geborenen Portugiesen stets eine feindselige Stimmung geherrscht, welche allerdings weniger in den höhern als in den untern Ständen, weniger an der Küste als in den innern Provinzen hervortritt. Wo immer im Innern ein Tumult oder ein Versuch zum Aufruhr stattfindet — und dergleichen kommt jetzt unglücklicher Weise nur zu oft vor — da sind die armen Portugiesen die Ersten, die als Opfer fallen, die ohne Gnade geopfert und ihres ganzen Besigthums beraubt werden. Aber trotz der schlechten Behandlung, die ihnen hier zu Theil wird, kommen sie noch immer alljährlich zu Hunderten, um ihr Glück in dem Lande zu suchen,

daß einst die kostbarste Perle in Portugals Krone war. Viele von Jenen, die sich in Brasilien Weiße nennen, verdienen nicht diese Benennung, da wenige von den Familien, die seit langer Zeit im Lande leben, die Reinheit des ursprünglichen Stammes bewahren und sich bald mit Mulatten oder Mestizen verheirathet haben. Die Einwohner von Rio sind im Allgemeinen von kleiner schwächerer Gestalt und bilden einen auffallenden Gegensatz zu den großen und schönen Bewohnern der Provinz San Paulo und den nördlichen Provinzen. Der Brasilianer ist jederzeit höflich und selten ungastfrei, besonders in den weniger besuchten Theilen des Landes. Er ist mäßiger im Trinken als im Essen und ein leidenschaftlicher Tabakschnupfer wie Raucher. Die Frauen sind meist klein und in der Jugend sehr hübsch; in spätern Jahren werden sie größtentheils sehr dick und fett, weil sie gut leben und sich wenig Bewegung machen; man betrachtet aber die Dickleibigkeit für eine große Schönheit. In Rio und andern großen Städten sind auch die Frauen jederzeit sichtbar, wenn Fremde ihren Besuch abstatten; nicht so im Innern des Landes, wo sie sich immer noch schüchtern zurückhalten, obgleich

es ihnen nicht an Neugier fehlt. Ich habe später eine Woche lang in einem Hause gewohnt, wo, wie ich es sicher wußte, es auch einige Frauen gab; aber ich habe nie mehr von ihnen zu sehen bekommen, als ihre dunkeln Augen, die durch die Thürrißen der innern Gemächer lugten. In der entfernten Provinz Goyaz sind die Frauen fast aller Klassen leidenschaftliche Tabakraucherinnen.

Die Einwohner Rio's dagegen scheinen eigentlich darnach zu streben, ihrer Stadt ein europäisches Ansehen zu geben, und dieß ist auch theils durch den Einfluß der Europäer selbst, theils durch diejenigen Brasilianer, welche Europa ihrer Erziehung wegen oder zu andern Zwecken besucht haben, in großer Ausdehnung erzielt worden. Man begegnet jetzt in den Straßen nur selten jenen sonderbaren Trachten bei Männern oder Frauen, wie man sie noch in Reisebeschreibungen aus den frühern Jahren dieses Jahrhunderts dargestellt sieht. Die portugiesische Mantille nebst dem Kamme, wird nur noch von einigen und dieß meist farbigen alten Weibern getragen, und der aufgestülpte Hut und die goldene Schnalle sind ebenfalls außer Gebrauch gekommen. Männer und Frauen

kleiden sich jetzt nach der neuesten Pariser Mode und bei beiden ist eine bedeutende Vorliebe, sich mit Edelsteinen zu schmücken, bemerkbar.

Ich habe gefunden, daß das Leben der Brasilianer im Innern ihres Landes ein bei weitem verschiedenes von dem in großen Städten ist. Zuerst fällt dem Fremden die einfache und ungetünfelte Bauart der Häuser auf. Eine solche Wohnung besteht aus vier oder fünf Zimmern und ist meistens nur ein Stockwerk hoch und ist nach außen hin, nach allen Seiten mit einem bedeckten Gange, den man hier Veranda nennt und welcher Schutz gegen die Sonne gewährt, umgeben. Die Wände der Zimmer sind häufig ganz roh, nur mit Lehm bestrichen, bisweilen indessen auch weiß angeputzt; gewöhnlich fehlt ihnen aber die Decke, und das Dach, aus Schindeln oder Ziegeln bestehend, wölbt sich über alle Schlaf-, Wohn- und Speiseräume; diese sind neben einander und nur durch eine dünne Scheidewand, meistens aus Brettern errichtet, gegenseitig getrennt; sämmtlich aber haben sie das Dach zur gemeinschaftlichen Decke. Statt der Fenster von Glas dienen oftmals nur Gitterwerke von Holz, grau angemalt, die nach Belieben weggenommen und hinge-

seht werden können. Gleich einfach sind die Möbel dieser Häuser: ein großer roh gearbeiteter Tisch, einige Stühle, Bänke und große Koffer, mitunter noch ein Spiegel, sind die wenigen Hausgeräthe, deren diese Brasilianer bedürfen, und bei welchen sie glücklich und zufrieden leben. Noch mehr auffallend aber ist ihre Tracht. Alte und junge, reiche und ärmere Frauen und Mädchen sind gewöhnlich im Hause nur mit einem Hemde und einem weißen weiten Rocke, der von den Hüften bis zu den Füßen reicht, bekleidet; dann aber gehen sie barfuß, bloß den Fuß mit einem sauber gearbeiteten Pantoffel bedeckt; das Haar hängt gewöhnlich aufgelöst über Rücken und Schultern, die reichen Damen tragen verschiedene goldene Ketten am Hals und Arme, goldene Ohrringe und an den Fingern Brillantringe von großem Werthe. Sieht man aber eine solche Dame außer dem Hause, namentlich zu Pferde, wie sie gern ihre Spazierritte zu machen pflegen, da erkennt man sie wahrlich kaum wieder. Im höchsten Puse, im sammtenen langen Reitrock, ein schwarzes Barret auf dem Kopfe, in weißen seidenen Handschuhen führen sie sicher ihr unruhiges Pferd und können dabei eine Grazie und einen Anstand blicken lassen,

als wenn sie gewohnt wären, in der feinsten Gesellschaft sich zu bewegen. Die Männer machen beim erstem Erscheinen einen gleich merkwürdigen Eindruck auf den Fremden. Dieselben kleiden sich im Hause ebenfalls höchst nachlässig; ein Hemd, ein paar weiße Beinkleider, einen Hut von Ebli-Bast oder von gelbem Leder, ähnlich den Matrosenhüten. Immer gehen sie bewaffnet, ein großes Messer, bei den Wohlhabenden mit einem massiven silbernen Griffe versehen und oft über 25 Thaler an Werth, steckt in einem Gürtel hinter dem Rücken; ein paar Pistolen hängen, wenn sie zu Pferde sind, von dem Sattelnknopfe und schwere silberne Sporen, ebenfalls ganz massiv, mit eisernen Nädern zieren den Stiefel. Auch auf das Sattelgeschirr der Pferde verschwenden sie viel Geld; man trifft es nicht selten, daß als Zügel des Pferdes eine dicke silberne Kette dient, das Kopfgeschirr überall mit Silberplatten ausgelegt und geschmückt ist und die Steigbügel aus purem Silber bestehen. Ein solches Pferdegeschirr kann oft an 600 Thaler kosten, zu welchem der Werth des Pferdes selbst in gar keinem Verhältnisse steht; denn ein gutes Pferd kauft man in dieser Gegend für 16 — 20 Thaler.

Diese Pracht und dieser Luxus, den die Brasilianer außer dem Hause zeigen, gewährt wahrlich einen sonderbaren Contrast zu der Einfachheit und wirklich ärmlichen Ausstattung ihrer Wohnungen; für sämtliche gemüthliche Einrichtungen, für das sogenannte Comfort des Lebens, scheinen sie gar keinen Sinn zu haben; Niemand vermuthet bei dem Eintritt in eine solche Wohnung, daß die kunstlos zusammengeschlagenen Kisten und Kasten, die rechts und links in den Stubenecken stehen, oft solche Schätze bergen. Der Brasilianer dieser Art, d. h. der noch wenig mit Ausländern in Berührung gekommen ist, verwendet alles verdiente Geld auf Anschaffung von Gold und Silbersachen und meistens nur solcher, die zum Puz dienen; goldene Ketten, Ringe, silberne und einzeln sogar goldene Sporen sind sein Stolz und seine Freude, die Früchte seiner Arbeit, und nur ihrerthalben hat das Geld Werth für ihn, weil es das unerläßlich nöthige Material ist, diese Gegenstände zu erlangen, und ihrerthalben unternimmt er Reisen nach der Hauptstadt, um dort solche Einkäufe zu machen. Wie aber überall das recht gemüthliche häusliche Leben, die recht geschmackvolle und bequeme Einrichtung

der Wohnungen nur in kältern Himmelsstrichen gefunden wird, indem dort der Mensch darauf angewiesen ist, sich im häuslichen Kreise zu entschädigen für die unwirthliche und kalte Luft seiner Heimath, für die ärmlich ausgestattete Natur, so scheint mir in dem ewig schönen Klima, in den stets blumen- und blätterreichen Fluren der Tropenländer und namentlich Brasiliens, der Grund zu liegen, daß der Mensch dort weniger auf die Ausstattung seiner Wohnung verwendet; er betrachtet die freie Natur als sein Haus und sieht in seinen vier Mauern nur den Ort, wo er Schutz sucht gegen die brennende Sonne, wo er ist und der Ruhe pflegt, und diesen Anforderungen genügt dann ja auch die ärmlichste Hütte.

Im Essen und Trinken thut der eigentliche Brasilianer fast nie zu viel; sein Mahl ist einfach und im Verhältniß zum heißen Klima höchst passend eingerichtet. Madiera-Most, Früchte, Mais, Reis, schwarze Bohnen, einiges Fleisch und einfach zubereitete Fische liefern die Bestandtheile seiner Tafel; alles genießt er sehr gepfeffert, aber stets ist er nur wenig und trinkt ein Glas guten portugiesischen Weines nach der Mahlzeit. Zahlreiche hierauf bezügliche Regeln kennt

und befolgt der Brasilianer in gesundheitlicher Beziehung; er weiß, daß man Abends keine Früchte essen, daß man auf Kuchen und Süßigkeiten nie Wein, sondern nur Wasser trinken und umgekehrt, daß man nach dem Genuß von Früchten kein Wasser, sondern nur Wein zu sich nehmen darf. Ferner, daß diese Art Fleisch oder jener Fisch schwer verdaulich ist, daß diese Früchte, wie er sich ausdrückt „heiß,“ jene „kalt“ sind, d. h., daß die einen den Magen erkälten, die andern zu stark erhitzend wirken und oft entzündliche Hautausschläge hervorrufen. Solche anerkannte Schädlichkeiten meidet er und jeder Fremde thut wohl, sich ebenfalls nach diesen Regeln zu richten, widrigenfalls wird er häufig seine Ungläubigkeit mit Krankheit büßen. Allerdings ist solche diätetische Vorsicht in Tropenländern doppelt nöthig; aber es wäre gewiß gut, wenn wir Europäer in unserm Vaterlande auch mehr darauf achteten, was der Magen vertragen kann und was dem Leibe zusagt; wir würden dann weit weniger oft den Doctor nöthig haben. Was im Allgemeinen den Charakter der Brasilianer betrifft, und wie ich ihn während meiner längern Anwesenheit im Lande habe kennen lernen, so hat er manche gute Seiten.

Alle dortigen Bewohner zeichnen sich durch einen hohen Grad von Gastfreundschaft aus; den Fremden, der das Haus eines Brasilianers betritt, gewährt es dieselbe Sicherheit, dieselben Dienste, wie dem Eigenthümer. Die freundliche Begrüßung: „a casa he sua“ — das Haus ist dein — womit der Brasilianer den Gast empfängt, ruft gleich in demselben ein gewisses Zutrauen hervor, und die fernere Behandlung straft diese Worte sehr selten Lügen. Bett, Speise und Trank, Pferd und Büchse stellt der Brasilianer seinem Gastfreunde, so derselbe auch nur wildfremd, zur beliebigen Disposition, und wie er sich des Gastes halber selber nicht genirt, so verlangt er auch ein Gleiches von ihm. Die Freundlichkeit und Bereitwilligkeit, womit der Wirth Alles, was sein Haus bietet, dem Fremden darbringt, ohne dafür — seltene Fälle ausgenommen — auf eine Entschädigung von Geld zu denken, zeigt deutlich, daß er die Gastfreundschaft für eine heilige unverlegliche Pflicht hält, die jedem Menschen zu beobachten obliegt. Anders gestaltet sich dieß freilich schon an den Orten, wo der Brasilianer viel mit Fremden in Berührung kommt, der letzteren oftmals unverschämtes Betragen macht

sie dann zurückhaltender und endlich beschränken sie die Gastfreundschaft nur auf ihre Landsleute. Auch tritt jetzt an Orten, wo Wirthshäuser sich finden, oder wo ein großer Verkehr statt findet, diese Sitte immer mehr in den Hintergrund; Gasthäuser sind das Grab der Gastlichkeit. Hand in Hand mit der Gastfreundschaft gehen bei diesen Brasilianern Ehrlichkeit und Rechlichkeit, was Geldgeschäfte betrifft; den Menschen, der den andern betrügt, oder gar bestiehlt, verabscheuen sie; Diebstahl gilt als das gemeinste Verbrechen. Aber unversöhnlich sind diese Leute, wenn sie beleidigt werden und nicht selten strafen sie eine Beleidigung, eine Malice, einen Spott mit dem Tode; dabei ist die große Gleichgültigkeit, mit welcher sie später über solch eine Rache sprechen; ob sie ein Stück Wild erlegt oder einen Menschen getödet, gilt ihnen dann ziemlich gleich. Aber auch dieses, jeden Europäer zuerst erschreckende Verfahren erklärt sich leicht aus dem Stande der dortigen bürgerlichen Verhältnisse; die Regierung hat durchaus keine Macht, Gesetz und Strafe sind nur leere Worte, die Niemand sich zur Richtschnur seines Lebenswandels nimmt, weil ihn das Gesetz nicht schützt und der Uebertreter dessel-

ben nicht gestraft wird. Der Beleidigte, der sich für Beleidigung keine Genugthuung verschaffen, der in seinem Eigenthum oder sonst wie Beeinträchtigte, der sein gutes Recht nicht geltend machen kann, wird dann leider freilich leicht verleidet, zur Selbsthilfe und Selbst-
 rache zu greifen. Indesß klingt dieß schlimmer, als es in der Wirklichkeit ist; es giebt gewisse Regeln und wenn auch nur stillschweigende Gesetze, denen jeder sich unterwerfen muß, der mit Menschen rechten will und durch seine Geschäfte gezwungen ist, die Hilfe Anderer in Anspruch zu nehmen. Den Uebertreter dieser Gesetze straft dann die öffentliche Meinung und die allgemeine Verachtung straft schlimmer, als Zucht-
 haus und Gefängniß der civilisirten Länder, und die Erfahrung zeigt, daß sich an solchen Orten eben so gut leben läßt, wie in cultivirten und gesetzlich ge-
 ordneten Ländern.

In religiöser und wissenschaftlicher Beziehung stehen diese Brasilianer allerdings auf keiner hohen Stufe. Ihre ganze christliche Religion besteht meist nur in der Namenkenntniß von Gott, der Jungfrau Maria, Jesus Christus und einer Anzahl Heiliger, von denen der eine zu diesem, der andere zu jenem Zwecke dien-

lich ist und werden muß, um eine drohende Gefahr abzuwenden. Umherziehende Geistliche vollziehen in Orten, wo es keine Kirche giebt, die Sakramente der römisch-katholischen Kirche und taufen, trauen und firmen Alles, was seit ihrer letzten Anwesenheit neu geboren ist. Von wissenschaftlicher Bildung ist, die großen Städte ausgenommen, nicht die Rede; wenn der Weiße (der Mulatte, Neger und Indier beschäftigt sich geistig gar nicht) lesen, schreiben und rechnen kann, und außerdem noch einige oberflächliche Kenntnisse in der Geographie besitzt, so hat er es in diesen Gegenden schon zu etwas Hohem gebracht.

In Brasilien darf man aber nicht bloß von der weißen Bevölkerung reden, es hat das Land unter etwa 5 Millionen Einwohnern nicht viel über 1 Million Weiße, daneben aber gegen 3 Millionen Schwarze und 1 Million eingeborene Indianer und Mischlinge. Es ist viel über die Negerclaverei in Brasilien geschrieben worden, und es hat der ganze Menschenhandel so viel Abscheuliches, daß man in Europa gern alles Gräßliche geglaubt hat, was aus den Clavenländern berichtet worden ist. So viel ist gewiß, daß trotz eines vor einigen Jahren gegebenen Gesetzes, welches

die Einführung neuer **Eclaven** verbot, die **Eclaven-**
 einfuhr sich durchaus nicht vermindert hat. Man
 treibt nur heimlich, was man sonst öffentlich that,
 und statt daß man sonst auf der Rhede von Rio de
 Janeiro die schwarze Waare entlud, bringt man jetzt
 die Neger auf den **Eclavenschiffen** in kleine abgele-
 gene Küstenhafn, wo man gegen die eifrigen Ver-
 folgungen der englischen Kreuzer und dem nicht eben
 sehr wachen Auge der brasilianischen Behörden sicher
 ist. Die **Eclavenmärkte** sind freilich verschwunden;
 das vielbesuchte Lager in der Straße Vallongua zu
 Rio de Janeiro, wo diese eigenthümliche Waare sonst
 aufgestapelt lag, sucht man jetzt vergebens. Der fran-
 zösische Reisende, Arago, hat uns aber eine treffliche
 Schilderung dieses **Eclavenmarktes** hinterlassen.

Die Waare — sagt er — die hier aufgestapelt
 liegt, ist ganz eigenthümlicher Art. Sie preist sich
 selbst an; sie ruft, sie bittet, sie singt, sie heult zuletzt,
 um die Augen der Käufer auf sich zu ziehen; sie sucht
 sich vorzudrängen und coquettirt förmlich, um in der
 schönsten Gestalt zu erscheinen, mag sie in der That
 auch noch so schmutzig und häßlich sein. Sie ist es
 müde im Magazin zu liegen, und deshalb macht es

sie traurig, wenn man sie verschmäht. Und wenn sie selbst die Wahl nicht auf sich lenken kann, so ist sie schon erfreut, wenn sie nur die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Der Leser folge uns in einen solchen widrigen dumpfigen Saal des Lagers. An der Wand und in der Erde sind schmierige schwarze Bänke festgemacht. Auf diesen Bänken und auf dem feuchten Boden sitzen oder liegen ganz nackte Männer, Weiber, Kinder und oft auch Greise umher, die ihres Käufers harren. Sobald als sich ein solcher an der Thüre zeigt, fängt auf ein Zeichen des Herrn der ganze Bazar an zu springen, zu gestikuliren, sich hin und her zu drehen und zu rufen und wilde Gefänge herzuschreien; Jeder will beweisen, daß er gute Lungen aufzuweisen hat, und sich in die Slaverei zu schicken versteht. Wehe dem, der sich nicht bestrebt, sich vor seinen Gefährten hervorzuthun. Die Peitsche säumet nicht, ihn so zuzusetzen, daß der Boden, auf dem er steht, sich von seinem Blute roth zu färben beginnt.

Aber jetzt stille! der Handel beginnt und der Kauf soll geschlossen werden.

„He! Bist! Du da!“

Auf diesen Ruf erhebt sich ein Stück der Waare; diese Waare hat aber ein paar Augen, eine Stirn, ein Hirn und ein Herz, so gut wie Jene, die darum handeln.

„Ist das nicht eine prächtige Waare“, sagt wohlgefällig schmunzelnd der Händler.

„Wirklich nicht übel.“

„Geh einmal!“

Und die Waare setzt sich in Bewegung.

„Lauf einmal!“

Und die Waare läuft gleich einem andalusischen Rosse.

„Hebe den Kopf in die Höhe, bewege die Arme, hebe die Beine, stampfe mit den Füßen, lache, schreie, zeige die Zähne!“

„Es scheint Alles ganz in Ordnung zu sein“ sagt nach genauer Besichtigung der Käufer; „aber wie steht dieses Stück im Preise?“

„Sechs Quadrupels.“

„Ich gebe fünf. Aber halt, noch eins: wie stehts mit den Blättern.“

„Er hat sie gehabt; seht hier selbst.“

Und in der That ist der schwarze Körper hier

und da mit gelblichen, schimmernden Narben bedeckt, die der unerfahrene Käufer für Blatternarben hält. Ein Erfahrener würde es merken, daß es nur brandnarben sind, die von einem glühenden Eisen herrühren und die man dem Unglücklichen eingebrannt hat, um Käufer zu täuschen.

„Das ist schön, sagt also unser Käufer; hier ist Geld.“

„Fangt wieder an zu singen, ihr Andern,“ ruft, während der Käufer seine neuverkaufte Waare mit Fußstritten vor sich her nach Hause treibt, der Händler seiner Waare zu und tritt, nachdem er das Geld sorgfältig in seinen ledernen Beutel verschlossen, wieder vor die Thür hin, um neue Käufer anzulocken. —

Das ist das Bild eines Sklavenmarktes, wie er war. Gegenwärtig wird die aus Afrika herbeigebrachte schwarze Waare, gleich Kaffee und Zucker, heimlich in Magazine aufbewahrt, bis sich eine Gelegenheit zu vortheilhaftem Verkauf an die Pflanzer im Innern darbietet und sie dann der Eine nach Norden, der Andere nach Süden, dem sie erwartenden Schicksale entgegen wandern. Da der Handel mit Negern immer noch einer der einträglichsten ist, ja durch das

Verbot noch einträglicher geworden ist, so ist nicht daran zu denken, daß er aufhören wird. Es ist auch in Rio allgemein bekannt, daß trotz der Wachsamkeit der Kreuzer an der brasilianischen und an der afrikanischen Küste, selbst einige Meilen von der Stadt regelmäßig Sklavenladungen landen, die dann in das Innere geführt werden. Diese Schaaren sind stets von einer bewaffneten Bedeckung begleitet und diejenigen, welche bereits verkauft sind, müssen häufig kleine Lasten, gewöhnlich Ackergeräthe tragen. Aus ihrer Fortschaffung macht man kein Geheimniß, ja sehr häufig sind die Käufer selbst obrigkeitliche Personen. Auch ist es bekannt, daß den Beamten derjenigen Bezirke, wo Sklaven gelandet werden, als Preis für ihre Verschwiegenheit ein hoher Gewinn zufällt. Der Marktpreis ist so bedeutend, daß man sagt, wenn von drei Ladungen nur eine gerettet werde, diese schon hinreiche, alle Kosten zu decken und auch noch einen hübschen Gewinn abwerfe. Bis jetzt hat das Verbot des Sklavenhandels und dieses von den Engländern namentlich so streng geübte Verfolgungsrecht der Sklavenschiffe den Schwarzen nicht genügt, sondern nur geschadet. Um so wenig Reisen als mög-

lich nach Afrika zu machen, werden so viel Schwarze, als ein Schiff nur immer fassen kann, in dasselbe verpackt, wodurch an Bord gar manchen Sclavenschiffes Scorbut, ansteckende Krankheiten, bössartige Zungenentzündungen entstehen, deren Opfer nicht wenig Neger werden. Viele sterben dann schon während der Ueberfahrt, Viele werden krank, elend, erblinden in Brasilien gelandet, woselbst dann auch, da ihnen meistens jede Versorgung fehlt, das Grab oder ein schauerhaftes Elend bald ihr Loos wird. Nicht selten kommt es auch vor, daß Kapitaine von Sclavenschiffen, wenn englische Kriegsschiffe sie verfolgen, ihr Schiff auf Untiefen oder zwischen Klippen scheitern lassen, um sich nur mit der Besatzung zu retten, während die Neger elendiglich in den Wellen ihren Tod finden. Freilich aber ist es auch vorgekommen, daß Sclavenkapitaine, wenn Engländer auf sie Jagd machten und sie nicht mehr zu entfliehen wußten, sämtliche Neger über Bord ins Meer geworfen haben, um nur sich und ihr Schiff vor der Verurtheilung zu retten.

Trotz aller Abscheulichkeit dieses Menschenhandels, macht man sich aber doch in Europa oft ein zu schwarzes

Bild von der Negerclaverei. Ich bin kein Verfechter der Claverei und es würde mich im Gegentheil sehr freuen, wenn sie von der Erde vertilgt würde; aber ich kann auch nicht zugeben, daß man die brasilianischen Claveneigner als grausame Ungeheuer schildert. Ich habe in dieser Hinsicht eine ziemlich umfassende Erfahrung gemacht, bin aber äußerst selten Zeuge willkürlicher Grausamkeiten gewesen. Die ganze Gemüthsart der Brasilianer ist dem zuwider; sie sind träge und lässig und übersehen daher an einem Clavens Vieles, was Leute von lebendigerem und heftigerem Gemüth streng und unnachsichtlich bestrafen würden. Allerdings hat der Herr die Macht, seine Claven zu züchtigen wie's beliebt; aber schon die Klugheit verbietet grausame Züchtigungen, welche die Neger nothwendig arbeitsunfähig machen würden. Viele Verbrechen, auf die in England Tod oder Verbannung folgen würden, werden hier mit einigen Hieben bestraft — freilich oft nur aus dem eigennützigem Grunde, weil bei Uebergabe an die öffentlichen Gerichte die Claven dem Eigenthümer entweder ganz oder doch wenigstens auf lange Zeit verloren gehen würden.

Auf den meisten Pflanzungen werden die Sklaven gut versorgt und scheinen sich wirklich recht glücklich zu fühlen. Es ist in der That eine Eigenthümlichkeit des Negers, die wahrscheinlich ihren Grund in seiner sorglosen Gemüthsart hat, daß er sich sehr schnell mit seiner Lage versöhnt. Ich habe in allen Theilen des Landes mit Sklaven Verkehr gehabt, bin aber mit wenigen zusammengekommen, die es beklagten, aus ihrer Heimath entführt worden zu sein, oder sich dorthin zurücksehnten. Auf großen Pflanzungen, wo ich mich aufgehalten, gab es oft dreihis vierhundert Sklaven; wenn ich aber des Morgens die Schaar zufriedener und behäbiger Arbeiter aus ihren zwar kleinen, aber netten Hütten kommen und an ihr Tagewerk gehen sah, von welchem sie Abends nicht erschöpft und gebeugt von der Härte der Arbeit, eben so zufrieden zurückkehrten, so würde ich, hätte ich es nicht vorher gewußt, diese Leute nie für Sklaven erkannt haben. Die Hausklaven sind vielleicht noch besser daran, als die andern; sie haben nur leichte Arbeit und werden auch besser genährt und gekleidet. Ich habe gefunden, daß namentlich die brasilianischen Frauen gegen ihre männlichen und

weiblichen Hausclaven im Allgemeinen sehr gütige Herrinnen sind, besonders gegen solche von den letztern, die als Ammen gedient haben. Daß dennoch Strafen nöthig sind, darf uns nicht wundern, wenn wir die Natur des Negers, die unbestreitbaren Gebrechen seines Geistes, den Mangel jeglicher Erziehung, das Gefühl seiner Stellung in der Gesellschaft und die Gewißheit, daß er sich nie darüber werde erheben können, beachten. Diese unruhigen, widersprüchigen, allen Lasten ergebenden Neger, welche häufige Bestrafungen nöthig machen, hat zu der Annahme geführt, daß die Peitsche stets in Thätigkeit sei. Es ist kein geringer Beweis von der mangelhaften Geistesbegabung des Negers, daß selbst in einzelnen Theilen des Reichs drei bis vier Weiße einige Hundert schwarze Claven in vollkommener Unterwürfigkeit halten können. Mit den eingeborenen Indianern welche keinen Zwang ertragen, war dieß niemals zu erreichen, denn auch diese wurden einst als Claven benutzt, und an der nördlichen und westlichen Grenze geschieht es noch heute, obgleich es das Gesetz verbietet.

Charakter und Fähigkeit des Negers sind bei den verschiedenen Stämmen sehr abweichend. Am edel-

sten sind die aus den nördlichen Theilen Afrikas. Die Sklaven von Bahia, welche fast sämmtlich von der Goldküste stammen, sind schwerer zu bändigen als die irgend eines andern Theiles von Brasilien, und eben dort haben mehr Versuche zum Aufruhr stattgefunden, als anderwärts. Es giebt unter ihnen sogar welche, die Arabisch lesen und schreiben.

Ein allgemeiner Aufstand der schwarzen Bevölkerung ist in Brasilien ein Gegenstand banger Besorgniß und nicht ohne Grund, wenn man ihre bedeutende Uebersahl gegen die Weißen in Betracht zieht. Herrschte Uebereinstimmung unter den Sklaven, so würde ein solches Ereigniß schon lange stattgefunden haben; bis jetzt aber wurde es noch durch die feindseligen Vorurtheile verhindert, welche unter den verschiedenen Stämmen der Afrikaner herrschen. In den nördlichen und innern Provinzen ist der Ungehorsam der Negerbevölkerung noch bedeutend durch die allgemeine Stimmung eines großen Theils der freien Einwohner erweitert worden, die meist gemischten Blutes sind, um das Joch der Monarchie abzuschüttern und eine republikanische Regierungsform dafür einzuführen streben. Eine solche Umwälzung, wie sie

Brasilien in längerer oder kürzerer Zeit gleich den andern südamerikanischen Staaten wohl auch bevorsteht, wird wahrscheinlich auch die Neger entfesseln, und es ist dabei wohl zu bemerken, daß gerade aus der Klasse der Neger die schlimmsten Verbrecher hervorgehen, die einen Theil der überlegenen Verstandeskkräfte des Weißen sich angeeignet haben, zugleich aber die Arglist und Wildheit des Schwarzen damit verbinden. In neuerer Zeit dagegen scheint die Stimmung des Volkes, welches in den benachbarten Republiken durchaus keine Bürgschaft für Freiheit und Wohlstand sieht, der bestehenden Staatsverfassung günstiger zu werden und Viele, die früher republikanische Grundsätze vertraten, sind jetzt die standhaftesten Vertheidiger der constitutionellen Monarchie, indem sie darin die zuverlässigste Bürgschaft für die Sicherheit ihres Lebens und Eigenthums, für die Entwicklung des Gewerbleißes und der Hülfquellen des Landes sehen.

3.

Der Urwald.

Wie bald hat der Reisende doch niedergeschrieben, was er so langsam und unter so unsäglichen Beschwerden wohl erleben und erfahren muß. Auf glattem Papier ist der Leser mit mir durch die Straßen Rio Janeiro's gewandert und hat das häusliche, behagliche Leben der Land- und Stadtbewohner kennen gelernt, während der arme Reisebeschreiber von all' der Herrlichkeit Nichts hat, als einen der elenden Schuppen der Vorstadt, in welchen er mit seinen Gefährten, den Sächsischen Bergleuten einquartirt oder besser eingesperrt war, wie eine Heerde Schaaf. Es ist nicht alles Gold, was glänzt, auch in dem Goldlande Brasilien, und es giebt viel goldne Versprechungen, die in der Nähe sich als pure's Kaspergold erweisen. Was hatte man uns Alles versprochen, welche goldne Berge vorgemalt von den Herrlichkeiten Brasiliens

und wie wir ein glänzendes Leben führen würden in den Goldminen der Actiengesellschaft, von deren Agenten wir in Sachsen angeworben und auf deren Kosten wir herübergeschifft worden waren. Als wir herüber kamen und unsere glänzenden Contracte bei dem hiesigen Geschäftsführer der Gesellschaft vorzeigten, da sagte man uns ganz trocken, daß diese Contracte ohne Genehmigung der Gesellschaft geschlossen und diese gesetzlich durchaus nicht daran gebunden wären. Zugleich erfuhren wir, daß von dem ganzen Bergwerke, dessen Vertriebs- und Wohnungsgebäude man uns in Freiburg im Bilde vorgezeigt hatte, eben einzig im Bilde, in der Wirklichkeit noch gar nicht vorhanden waren, sondern von uns unglücklichen Bergleuten erst erbaut werden sollten, und daß das ganze Bergwerk oben in einer wüsten, zwanzig Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernten Einöde bestand, wo wir ein Bergwerk anlegen sollten. Kurz, wir sollten die weißen Sklaven der edlen Actiengesellschaft zu Rio Janeiro werden und die Unternehmer, reiche Kaufleute, die ich selbst besuchte, hatten den besten Willen, ohne alle Rücksicht auf unser — leider nur in Europa gültiges — Recht und unser

Wohl — von unserm blutigen Schweiß noch reicher zu werden.

Sollten wir unsere Freiheit diesen Blutsaugern hingeben? Wir waren in der schrecklichsten Lage. Ohne Geld und ohne Existenzmittel lebten wir in den uns angewiesenen Ställen, den Tag über ohne Ruhe mit unsern Angelegenheiten beschäftigt und selbst die Nacht über oft uns auf der Straße umhertreibend, um in den geschlossenen überfüllten Räumen der Stiefluft zu entgehen. Es blieb endlich uns keine Wahl; wir hatten uns entschlossen, die unwürdigen Bedingungen jener Gewerbsgesellschaft einzugehen und uns in das Unvermeidliche zu schicken. Es war dies für mich am Empfindlichsten, da ich bloß als Freiwilliger meine Landsleute begleitet hatte, namentlich von der Liebe zu den Naturwissenschaften getrieben und in der Absicht, die herrliche tropische Natur Brasiliens, dieses Paradieses der Erde, kennen zu lernen.

Da stand ich denn mitten in diesem Paradiese, ein verlassener Auswanderer, betrogen und verkauft, fremder Willkür preisgegeben.

Eines Tages ging ich in trüben Gedanken hinaus vor die Stadt, der ungeheuern Wasserleitung entlang,

welche aus dem mehrere Stunden entfernten, mit Urwald bedeckten Abhängen des Corrovado-Gebirges auf hochgewölbten Bogen der Hauptstadt das Trinkwasser zuführt. Es war gegen neun Uhr Morgens und die Sonne, die an einem wolkenlosen Himmel stand, warf mächtige Strahlen herab; nach eini en Stunden aber gelangte ich in die kühlen Schatten des dichten Waldes, der die Abhänge des Corrovado bekleidet, und gelangte endlich an die Ufer eines Flüßchens, das von den Gebirgen herabfällt. Ich war ganz versunken in die Pracht der nie gesehenen Herrlichkeiten des Urwaldes, und drang, sicher vor dem Verirren durch die neben mir fortlaufende Wasserleitung, immer tiefer in die wunderbare Wildniß ein. Der üppige schwarze Boden, der sich seit Jahrhunderten in die breiten Schluchten aus dem abgefallenen Laube und den verweisten Pflanzen Beete gebildet hat, ist mit krautartigen üppigen Farrenkräutern und mit einer Unzahl anderer, mit den buntesten Blüthen prangenden Pflanzen überdeckt, welche Schatten und Feuchtigkeit lieben, und über ihnen erheben sich die schlanken, mächtigen Baumfarren und die edlen Palmen, deren lange Blätter auf wogenden Wipfeln hoch

hervorragend vor dem leichtesten Winde erbeben, während hie und da zwischen dem frischen Grün die dichten Kronen der chinesischen Fichte hervorragen, die gleichsam fremd und entartet hier erscheint. Und daneben stehen wieder himmelanstrebende, schlanke, weißstämmige Cocobäume und darin Mimosen, in deren finstern Kronen wie Feuer die Blumenmassen irgend einer rankenden Schlingpflanze strahlen, unter deren Laubdächern die mannigfaltigsten Colibris und die prächtigsten Schmetterlinge schwirren. In der That sind es die riesenhaften Waldbäume selbst, welche den mächtigsten Eindruck auf das Gemüth des Fremden machen. Die Natur zeigt sich in einem so überraschenden Anblicke, daß der Europäer kaum unterscheiden kann, was am meisten seine Bewunderung erweckt, ob die tiefe Ruhe der Einsamkeit, ob die einzelne Schönheit und der Gegensatz der Formen, oder die Kraft und Frische des Pflanzenlebens. Was zuerst die Blicke fesselt, ist die Größe der Bäume, ihre Stärke und Höhe, bis zu welcher sich ihre zweiglosen Stämme erheben. Statt der Moose und Flechten, welche die Stämme und Zweige der Waldbäume im nördlichen Himmelsstriche bedecken, sind sie hier von

der Wurzel bis zu den kleinsten Zweigen mit Farrenkräutern, Cacteen und einer Unzahl anderer wuchernder sogenannter Schmarogerpflanzen bewachsen. Die dichtbelaubten Kronen greifen dadurch um so fester in einander und formen ein so festes Dach, daß sie eine für Sonnenstrahlen und Regengüsse ganz undurchdringliche Decke über das ganze zwischen ihnen liegende Erdreich bilden. Dadurch wird auf diesem jede Vegetation unterdrückt, jedes aussprossende Kraut muß gleich aus Mangel des Sonnenlichts, absterben. In dieser Art Urwald geht man ungehindert zwischen den einzelnen Baumstämmen hindurch, und nur hin und wieder sieht man einzelne, aus den Kronen der Bäume herabhängende, der Erde zustrebende Schlingpflanzen. Das schauerliche Halbdunkel, in dem man einherwandelt, die todtenähnliche Stille, welche nur das Geschrei der Affen und das Gefrächz der Papageien unterbricht, vermag keine heitere Laune zu erwecken; es wohnt in einem solchen Walde ein Etwas, welches den Menschen ernst und traurig stimmt und ihn sich beugen läßt vor dieser großartigen Schöpfung der Allmacht.

Sobald aber in dieser Art Wälder entweder durch

Brand oder durch Fällen einzelner Bäume: lichte Stellen entstehen, so daß die Sonnenstrahlen den Boden bescheinen und der Regen denselben bewässern kann. dann schießen sehr bald eine Unzahl Sträucher, Stauden, Gräser und Schlingpflanzen in reicher Fülle nach, welche die großen Stämme oft dermaßen umschlingen, daß nicht selten, wenn das Gezwieg zu dick wird, und dem Baume Licht, Luft und Feuchtigkeit entgeht, derselbe in der zu festen Umarmung endlich eingeht. Diese Waldreben aber, die nur den Stamm erklimmen und sich durch ihre zahlreichen kleinen Luftwurzeln an demselben festhalten, winden sich wieder los, sobald sie die Keste erreichen, und wo es ihrer viele giebt, gleicht der Stamm einem großen Schiffsmaste; denn diese Rankengewächse laufen von Baum zu Baum, fallen von den Zweigen wieder auf die Erde herab, winden sich tausendfach verschlungen wieder zu andern Wipfeln hinan und machen so die Baumwildniß des Urwaldes fast zu einem undurchdringlichen Pflanzennetz, das man nur, mit einem großen Hackemesser bewaffnet, durchdringen kann. Und nun dazu die herrlichen Blumen! Scharlachroth glühen die großen Rispen des brasilianischen Hahnenfußes, sanft-

gelb leuchten die großen Blüthen der schönen Trompetenblume. An den Wegen wächst das indische Blumenrohr, — das man in Europa in Töpfen zieht, mit seinen hochrothen Blumen, und mehr wie alles dieses erfreut den Fremden der Anblick eines etwas flachlichten, über und über mit sanftem Roth prachtvoll gefärbten buschigen Baumes. Hohe alte Mimosen oder Akazien mit den runden gelben Kugelblüthen beschatteten die Ufer des kleinen Fließchens, in deren dunklen Schatten die schönsten Vögel saßen, der glühend rothe Tisjé, der rothbraune Kufob mit seinem langen Schwefel, und andere prächtige Arten. Aber die Mimosen sind voll kleiner Dornen und Stacheln, und eine kleine Art Moskitoß, — Maruiß genannt — verleiden den Fremden Etwas den Genuß. Auf den offenen Wiesen aber, die mit niedern Sträuchern und hie und da mit orangefarbigen Blumen bedeckt waren, schwirrten eine Menge niedlicher, bunter, glänzender Colibris, welche gleich Bienen summend die Blumen umflatterten.

Es mochte Mittag geworden sein, als ich so ziemlich bis an die Quelle des Fließchens vorgebrungen war, welches die Wasserleitung versorgt, als ich zu mei-

nem nicht geringen Erstaunen an einer lichten Stelle des Waldes eine kleine, runde Hütte bemerkte. Sie war, wie es schien, mit Kokosblättern bedeckt, und meine Vermuthung, daß wilde Eingeborene hier ihren wandernden Wohnsitz aufgeschlagen hatten, ward bald zur Gewißheit, denn ich sah einen leichten Rauch aus derselben emporsteigen. Ich erschrad nicht wenig; alle von Jugend an gehegte Furcht vor den wilden Menschenfressern ward in mir wieder wach und ich verspürte gar keine Lust, die nähere Bekanntschaft dieser Halbmenschen zu machen, sondern war eben im Begriff, mich eilends auf den Rückweg zu begeben, als von der andern Seite des Waldes her ein Schuß erschallte und laute Stimmen, Hallohs und Schläge einer Art an mein Ohr drangen. Ich horchte hoch auf, hinter dichtem Gestrüppe jeglichem Auge verborgen; die fremdartigen Töne kamen immer näher — und wer beschreibt meine Freude, als ich, nach kurzem Harren, ein Moulthier, und einen lebhaftigen Europäer darauf, neben und um ihn aber eine Anzahl Jäger und Diener aus dem dichten Urwalde herauskommen sah *).

*) Hierzu das 1. Bild.

stürzen und sie vor der Nähe der Wilden zu warnen; allein die Fremden, die nicht weniger erstaunt waren, hier in der Wildniß einen Europäer zu sehen, schienen gar nicht so ängstlich, sondern zogen gerade auf die Hütte der Wilden zu, machten Halt und begrüßten mich und die, wie es schien durchaus nicht gefährlichen Einwohner der Hütte zu gleicher Zeit.

Jetzt erfuhr ich denn zu meiner großen Freude, daß der Fremde ein Engländer und Naturforscher war, welcher im Auftrage reicher Naturfreunde Brasilien durchreisen sollte, um die Naturwunder dieses paradiesischen Landes nicht bloß kennen zu lernen, sondern sie auch mit nach England zurück zu bringen — sei es nun lebendig oder todt, getrocknet, ausgestopft, in Spiritus gesetzt oder in lebendigen Pflanzen und Thierexemplaren. Ich ward sofort eingeladen, an dem frugalen Mittagsmahle Theil zu nehmen; der feiste Rehbock, den die Jäger eben geschossen hatten, war bald bei dem rasch entzündeten Feuer gebraten, und alles, was gute Zähne hatte, lagerte sich unter einer uralten schattigen Mimose, um den saftigen, leckeren Braten, — die Wilden nicht ausgenommen, welche auch die noch nicht durchgebrat-

nen Theile mit ihren weißen festen Zähnen glücklich zerrissen und hinterschlungen.

Ich erzählte dem Engländer meine Geschichte, meine und meiner Gefährten verunglückte Speculation, ich erwähnte meine unbezwingliche Liebe für die Naturwissenschaften, — der Fremde fragte weiter — und kurz und gut — bot mir zuletzt unter sehr günstigen Bedingungen an, ihn zu begleiten auf seinen Ausflügen durch Brasilien. Wer war froher als ich! Mit Freuden schlug ich ein, — und war von dem Augenblick an Mitglied jener Karawane, welche bestimmt war, die wildesten und noch unbesuchtesten Gegenden Brasiliens zu durchdringen. Ich habe den Entschluß nie bereut!

Jetzt besah ich mir denn auch genauer unsere wilden Freunde und ihre Hütte, welche zum Stamme der Betosuden gehörten. Eine solche Hütte ist bald gebaut. Sobald der Platz umgesucht und ein Feuer angezündet ist, um welches sich die Männer legen können, legen die Weiber — die hier wirklich nur die Lastthiere der Männer sind, — sogleich Hand an den Bau der Hütten, schneiden große Blätter der wilden Kokospalme ab und stecken sie gewöhnlich in eine

länglichen Rundung dergestalt in die Erde, daß ihre von Natur schlanken Spitzen sich oben in der Mitte über einander hinneigen und auf diese Art ein Gewölbe bilden. Eingerammte Pfähle und Stangen geben dem Ganzen einen Halt und Zweige und Stroh machen die Decke dicht. In der Mitte der Hütte liegen Steine, theils um zwischen denselben Feuer anzuzünden, theils um die harten Cocosnüsse aufzuschlagen. Aller Hausrath liegt in der Hütte bloß auf der Erde herum. Er ist einfach genug und wird ebenfalls nur von den Weibern gefertigt. Da stehen Kochtöpfe aus grauem Thon, die sie in Feuer hart brennen; da liegen Trink- und Wassergefäße, aus Kürbisschaalen oder langen Rohrstücken bestehend, welche letztere sie so abschneiden, daß ein Knöten im Rohren Boden des Gefäßes bildet. Springen sie, so werden die Risse mit Wachs zugestrichen. Weiber und Kinder holen das Wasser und machen Leinen und Schnüre aus Baumbast, womit sie die Sehnen ihrer Bogen, Netze und Hängerratten bereiten; denn diese Wilden schlafen nicht in Betten, sondern auf einem Stück Bastdecke, welches sie mit Stricken von Bast an die Decke ihrer Hütte schwebend befestigen. Ein collossaler, oft

6 — 7 Fuß langer Bogen ist ihre furchtbare Waffe; die Pfeile aus Rohr mit Spizen aus festem Holze oder Knochen treffen sicher, und schon die Knaben fangen früh an sich im Bogenschießen zu üben, wozu sie sich kleineren und leichteren Bogen und Pfeile bedienen. Sie verstehen meist schon Fische zu schießen und wissen auch im Spiele ihre Pfeile senkrecht auf eine große Höhe in die Luft zu senden und suchen sie dann wieder auf. Zur Jagd und zum Waldkriege ist der Pfeil eine gute Waffe, und ob er gleich nicht den Nachdruck einer Flinten- oder Büchsenkugel hat, so reicht er doch so weit als unsere stärksten Schrote und ist dann auch sicherer. Der Schuß geschieht still, wird durch keinen Knall verrathen und ist daher um so gefährlicher; dabei hat die Feuchtigkeit auf denselben keinen Einfluß und der Bogen versagt nie, wie unser Feueergewehr. Wie oft ist die Witterung in Brasiliens Urwäldern den europäischen Eroberern verderblich gewesen! Waren ihre Gewehre feucht geworden, so wurden sie ohne Mühe von den Wilden gemordet. Aus der dicht verflochtenen Masse des Laubes und der Zweige jener endlosen Urwälder fährt der Pfeil schnell hervor, ohne daß man bemerkt, wo-

her er gekommen; daher können die Wilde mehrere Thiere von einer Gesellschaft wegschießen, ohne daß die andern etwas bemerken und zu fliehen suchen. Allerdings hat diese Art zu jagen auch ihre Nachtheile; denn der lange Pfeil, welchen der Wilde in die hohen, oft wie zu einem Knäuel verflochtenen Baumkronen sendet, bleibt sehr oft dort oben hängen und der Jäger muß sich dann, wenn er den Pfeil nicht verlieren will — und darauf hält er große Stücke — entschließen, hinauf zu steigen und den Pfeil herunter zu holen. Mit 14 bis 15 Jahren kann der Jüngling den Bogen führen und schon Jagdzügen beiwohnen. In dieser ihrer Hauptbeschäftigung, der Jagd, sind sie überaus gewandt und geübt; sie beschleichen die Thiere mit einer erstaunlichen Sicherheit, wobei ihnen ihre äußerst feinen Sinne vortrefflich zu Statten kommen. Sie kennen alle Fährten und wissen ihnen sicher zu folgen, selbst da, wo des Europäers Augen nichts mehr sehen; dabei verstehen sie alle Lockstimmen der Thiere täuschend nachzuahmen. Ihr abgehärteter Körper hilft ihnen jedes Ungemach, die Hitze des Tages wie die kühle Feuchtigkeit der Nacht leicht ertragen. Müssen sie im Walde ohne

Hütten schlafen, was sehr oft vorkommt, so unterhalten sie ein starkes Feuer; sie lassen dasselbe indessen selbst in ihren Hütten während der Nacht nie ausgehen. Wenn Moskitos ihre nackten Körper quälten, was oft der Fall ist, so schlagen sie dieselben mit lautem Geräusch todt; merkwürdig ist aber, daß die Kinder weit mehr von dieser Thieren heimgesucht werden.

Dabei schwimmen die Botokuden mit großer Gewandtheit durch die reißendsten Ströme, selbst schon kleine Kinder, Mädchen und Knaben; eben so erklettern sie die höchsten Bäume mit Leichtigkeit. Sie setzen dabei an Stämme von mäßiger Dicke die Füße gleich hoch gegen die Rinde und halten sich mit den Sohlen fest; ja ich sah wohl, daß sie dieselben mit ihrem Speichel benetzten und sich auf diese Art schnell in die Höhe schoben, wie etwa Frösche, mit welchen sie in einer solchen Stellung zu vergleichen sind, sich in Sümpfen fortschnellen.

Diese Kunst kommt ihnen bei den hohen Bäumen Brasiliens, auf denen eine Menge Früchte wachsen, sehr zu Statten und namentlich trägt der Topfbaum, einer der höchsten Bäume, dessen Stamm oft

mehr als hundert Fuß hoch ist und sich in eine majestätische rundgewölbte Krone ausbreitet, welche im Frühjahr beim Aus schlagen durch die rosenfarbenen Blätter, und in der Blüthenzeit durch die großen weißen Blüthen die Wälder schmückt, eine große topf-ähnliche Frucht, von der Größe eines Kinderkopfes, welche sehr schmackhafte Kerne enthält, um welche die Wilden namentlich mit Affen und Papageien einen steten Wettstreit haben. Um eine solche Frucht zu erhaschen, ist ihnen keine Mühe zu groß, da man sie sonst durch nichts in der Welt bewegen kann, diese hohen Bäume zu ersteigen. In solchen Fällen ist es aber unglaublich, mit welcher Schnelligkeit sie den höchsten Gipfel erreichen. Eben so häufig als diese Früchte treibt sie dazu der wilde Honig. Sie suchen auf den höchsten Bäumen dieses angenehme, hier so häufige Waldprodukt nicht allein zur Nahrung auf, sondern auch wegen des ihnen zu vielen ihrer Arbeiten unentbehrlichen Wachses. Es giebt unzählige Arten solcher wilden Bienen, von denen einige Arten keinen Stachel haben. Ihr Honig ist zwar nicht so süß als der europäische, aber dagegen von sehr aromatischem Geschmack.

Alle zum Essen bestimmten erlegten Thiere nehmen die Weiber zuvor aus, sengen ihnen hierauf am hellen Feuer die Haare ab und spießen sie an einen Stock, welcher an der Seite des Feuers als Bratspieß aufgesteckt wird. Kaum ist das Thier ein wenig durchgebraten, so zerreißen sie dasselbe mit den Händen und Zähnen und verschlingen es oft halb roh und noch blutend. Die vorher ausgenommenen Gedärme werfen sie indessen nicht weg, sondern ziehen sie zwischen den Fingern durch, um sie vom Rothe zu leeren, braten und essen sie dann gleichfalls. Die Köpfe werden so abgenagt, daß selbst die harten Knochen zerbissen und ausgesogen werden; kurz es darf ihnen Nichts verloren gehen.

Nicht weniger einladend ist ihre Gewohnheit, gewisse, im Holze lebende Würmer oder Larven von den Insekten als Leckerbissen zu verzehren; um diese aus dem weichen Mark des Baumes herauszuziehen, schneiden sie sich Stöcke, schärfen dieselben an dem unterm Ende, bohren damit das Insekt heraus, stecken sodann die leckere Speise an einen Spieß, braten und essen sie.

Hat eine Horde Botokuden eine Gegend so aus-

gejagt, daß sie sich den Unterhalt nicht recht bequem mehr verschaffen kann, so verläßt sie plötzlich die Hütten und zieht weiter. Der Abschied von ihren bisherigen Wohnplätzen wird ihnen nicht schwer; denn sie hinterlassen nichts, was sie fesseln könnte, und finden auf jeder Stelle dieser weiten Wildnisse neue Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Von ihren verlassenen Wohnungen sieht man dann keine Spur weiter, als vertrocknete Palmenblätter, welche die Hütte bildeten.

Die Weiber laden dann die wenigen Habseligkeiten, Pfeilspitzen, Schalen, Bast, Wachsfugeln, Halschnüre, Mund- und Ohrenpflock und alle Lumpen in aus Baststücken geknüpfte Reisefäcke auf den Rücken, setzen noch das kleinste Kind oben darauf; der Mann aber geht daneben her, leer, mit Bogen und Pfeilen in der Hand.

Die Eltern lieben ihre zahlreichen Kinder sehr, wenigstens so lange sie klein sind. Sie geben ihnen Namen von körperlichen Eigenschaften, Thieren oder Pflanzen; da heißt das eine: Kleinauge, das andere Brüllaffe u. s. w. Gegen die heranwachsende Jugend aber scheinen die Wilden gleichgültiger zu sein; man überläßt die jungen Leute sich selbst, daß sie kräftig

wachsen und selbstständig werden; häusliche Uneinig-
keiten sind aber nicht selten.

Die Botokuden haben eine röthlich-braune Haut-
farbe und schlichtes Kopfhaar, schwarz wie Kohle.
Schön gebaut, sind sie im Gesicht durchaus nicht schön.
Sie haben nämlich die unbegreiflich dumme Sitte,
Ohren und Unterlippe zu durchstechen, und runde,
von einer leichten Holzart geschnittene Pföcke in die
Löcher hinein zu zwängen, von Zeit zu Zeit nimmt
man immer größere Pföcke, so daß das Gesicht da-
durch ein höchst sonderbares widerliches Ansehen er-
hält. Die Kinder erhalten diese seltsame Pierde ihres
Stammes gewöhnlich schon im siebenten oder achten
Jahre, öfters auch noch früher, und der Wille des
Vaters bestimmt die Zeit, wenn die Operation vor
sich genommen werden soll. Man spannt zu dem
Ende die Ohrzipfel und Unterlippe aus, stößt mit ei-
nem harten zugespigten Holze Löcher hindurch und
steckt in die Oeffnungen erst kleine, später aber immer
größere und größere Hölzer, welche gewöhnlich Lippe
und Ohrläppchen zu einer ungeheuren Weite aus-
dehnen. Das runde Ohrenholz hat oft vier Zoll im
Durchmesser, und ist anderthalb Zoll dick. Obgleich

diese Hölzer äußerst leicht sind, so ziehen sie bei Altern Leuten dennoch die Lippe niederwärts; bei jüngern dagegen steht sie gerade aus, oder etwas aufgerichtet. Die Unterlippe erscheint zuletzt nur als ein dünner um das Holz gelegter Ring und eben so die Ohrläppchen, welche beinahe bis auf die Schultern herabreichen. Sie können das Holz herausnehmen so oft sie wollen, dann hängt der Lippennerv schlaff herab und die Unterzähne sind völlig entblößt. Mit den Jahren wird die Ausdehnung immer größer, und oft so stark, daß das Ohrläppchen oder die Lippe zerreißt; alsdann binden sie die Stücke mit einer Art Binse wieder zusammen und stellen den Ring auf diese Weise wieder her. Da der Pflock in der Lippe beständig gegen die mittlern Vorderzähne drückt und reibt, so fallen diese zeitig aus, ja oft schon im zwanzigsten oder dreißigsten Jahre, oder sind wenigstens mißgestaltet und verschoben. Natürlich ist der Ring den Botokuden beim Essen sehr hinderlich und die Ursache steter Unreinlichkeit, aber obschon sich auch nicht der mindeste Nutzen von diesem abgeschmackten Staate auffinden läßt — die Gewohnheit ist ein Tyrann — ein Botokude ohne durchstochene Lippe.

pen und Ohren würde sich für keinen rechten Menschen halten.

Diese Wilden ziehen sich immer weiter zurück, je weiter die Civilisation vorwärts schreitet, dennoch schlagen einzelne Trupps auch in größerer Nähe der Europäer manchmal ihre eben so schnell wieder verschwindenden Wohnsitze auf. Ackerbau und feste Wohnsitze kennen sie nicht; oft aber besuchen sie kleine abgelegene Pflanzungen der Europäer und fordern oder stehlen im Weigerungsfalle bald einen Ochsen, bald ein Pferd zum Schlachten, bald einen Sack Farinhmehl und vergleichen. Von der Meinung ausgehend, daß Alles, was das Land bietet, eigentlich ihnen gehöre, und daß die Weißen sich nur eingedrängt und ihnen ihr Eigenthum genommen haben, rächen sie sich oft fürchterlich, wenn ihren Wünschen nicht gewillfahret wird. Zu Hunderten in einer Nacht aus dem Walde hervorbrechend, tödten sie dann Alles auf der Pflanzung, von welcher sie sich beleidigt glauben und stecken sämtliche Gebäude in Brand. Aber sie werden dafür auch von den Weißen schrecklich behandelt; an verschiedenen Pflanzungen sind sie, wie mir später Augenzeugen versicherten, von Brasilianern, die diese

Indianer überhaupt den Thieren des Waldes gleich achten, durch unter das Farinhamehl gemischten Arsenik oft schaarenweise vergiftet. Was Wunder, wenn die Wilden dann für alle Fälle mißtrauisch werden und sich blutig rächen wo sie können? Ist werden bei solchen Ueberfällen auch Gefangene gemacht und von den Weißen — obschon es nach brasilianischen Gesetzen verboten ist — als Leibeigene behalten. Die auf solche Weise eingefangenen Botokuden gewöhnen sich sehr schwer an ihre neuen Herren; die allergrößte Sorgfalt ist nöthig, um zu verhindern, daß sie nicht wieder entspringen und im Urwalde das Freie suchen. Ist es aber einmal gelungen, sie ans Haus zu fesseln, ihnen etwas von der portugiesischen Sprache beizubringen und sie ihr früheres Leben vergessen und verabscheuen zu lehren, dann hängt auch Niemand treuer und fester an den Weißen, als solch ein wildgewesener Indianer. Aehnlich einem Hunde folgen sie ihren Herren auf jedem Tritt und Schritt; sie schlafen vor seinem Bette des Nachts und bewachen des Tages sein Haus — zur Arbeit sind sie aber durchaus nicht zu gebrauchen; nur zu leichten häuslichen Dienstleistungen, zu Jagd oder Fischfang be-

dient man sich ihrer mit großem Nutzen; der schweren anstrengenden Feldarbeit aber unterliegen ihre Kräfte sehr bald. Die sogenannten gezähmten Indianer, welche an festen Wohnsitzen wohnen, sollte ich später kennen lernen. Ich mußte aber hier den geneigten Leser ein vollständiges Bild jener braunrothen Ureinwohner des brasilianischen Urwaldes geben, von denen man in der That manchmal nicht weiß, ob man sie zum Menschen- oder Thiergeschlecht zählen soll.

Während wir so mit unsern braunrothen Gästen speisten, hätte mich bald ein anderer gefährlicher Bewohner des Urwaldes ums Leben gebracht. Ich pflückte nämlich sorglos einige schöne Moosarten neben mir, und warf sie ins Feuer, und hatte eben wieder eine Handvoll Moos in der Hand, als ich sah, daß ich mit dem Moose — eine giftige Schlange ergriffen hatte. Erschrocken schleuderte ich sie ins Feuer — froh, gerettet zu sein, — bekam aber zum Danke von dem neuen Freunde, dem Naturforscher, lebhaftest Verweise, welcher sehr bedauerte, dieses schöne Schlangensexemplar, das er noch nicht besaß, vernichtet zu sehen. Ei, zum Auckuck — es war aber eine giftige Schlange? Meine Naturforscherleidenschaft ging noch

nicht so weit, den Feuertod des Ungethüms zu beklagen!

Wir hatten uns in dem dunkeln Schatten der Mimosen, an der kühlen Felsenquelle ungemein erquickt, und die erquickende Temperatur erhöhte das Entzücken, mit dem uns in dieser schauerlichen Bildniß die Erhabenheit der sich uns darstellenden Naturscenen stets aufs Neue erfüllte. Jeden Augenblick fand Jeder etwas Neues, seine ganze Aufmerksamkeit fesselndes und kündigte es mit lautem Freudenrufe seinen Gefährten an. Wie gern hätte ich den Blumenstrauß von hochcorallenrothen Blumenbüscheln, deren Blättchen herrlich violettblaue Spitzen hatten, meinen Freunden nach Freiberg in Sachsen geschickt, wo auf dürrn Berghalden höchstens das rothe Weidenröschen prangt; — die meisten dieser schönen Blumen sind so saftig, daß wir sie nicht einmal aufheben und trocknen konnten, sondern wegwerfen mußten, da sie schnell in Fäulniß übergehen. Selbst die dicken Baumstämme zierte noch ein hochrother Schwamm, und schön karminrothe Flechten bedeckten die Rinde der kräftigen Bäume mit ihren prächtigen runden Flecken.

Jetzt brachen wir wieder auf und zogen wieder

die Wasserstraße hinab. Man genießt dabei an manchen Punkten die schönsten Ausichten: links der Corovado mit dichtem Wald von buntfarbigem Laubwerk, rechts senkrechte Felsen, mit Cactusarten und saftigen Pflanzen bewachsen, — vor uns Wald und unten ein prächtiger Landsee, am Horizont aber schimmert das Meeresufer mit seinem breiten Gürtel von weißem Sande, an welchem sich beständig eine fürchterliche Brandung bricht, und über Alles hinaus liegt vom blauen Himmel begränzt der südliche atlantische Ozean.

Gegen sieben Uhr Abends kamen wir erst zu der Stelle zurück, wo mein Engländer eine Anzahl Pferde und Gepäck heute früh zurückgelassen hatte. Es war eine hübsche aber rundum von Gebüsch feingesiederter Mimosen eingeschlossene Wiese, wo Halt gemacht wurde, um, obschon Wohnungen in der Nähe waren, bei dem herrlichen Wetter die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen. Das Gepäck wurde zum Schutz vor feuchter Nachtlust in einen Halbkreis herumgestellt und Latsenhäute vor demselben zu unserm Lager ausgebreitet; in der Mitte aber zündeten wir ein hochloberndes helles Feuer an. Gegen den scharfen Thau

dieses Klimas schützten wir uns durch dicke wollene Decken; der Mantelsack diente zum Kopfkissen. Ein frugales Abendessen von gedörrtem Fleisch und Reis war bald zubereitet, und eine Tasse Thee von welchem unser Engländer glücklicherweise eine tüchtige Ladung mit sich führte, machte den Beschluß. Der Mond war unterdessen heraufgestiegen und der herrliche tropische Sternenhimmel wölbte sich über uns. Begierig lauschten wir noch den Tönen der verschiedenartigen Thiere, welche die Nacht belebten. In dem Gebüsch rief eine kleine Eule, von der Wiese her tönte der gellende Gesang der Heuschrecken und das Zirpen des Grashüpfers, in der Luft schwirrten unzählige Feuerfliegen, und von einem unsern stehenden Wasser, auf welchem leuchtende Insekten glänzten, ließen die Frösche ihre eigenthümliche Stimme hören. Jeder Ton, den diese hervorbringen, klingt in das Ohr wie der Schlag eines Hammers auf einen Amboss und ihre Stimme hat eine auffallende Aehnlichkeit mit fernem Kuhgebrüll. Spät erst schlief ich ein; am andern Morgen waren Decken und Gepäck wie von einem Regen durchnäßt, allein die früh schon heiß brennende Sonne trocknete es bald.

Mein neuer Freund erlaubte mir, von hieraus nach Rio Janeiro zurückzukehren, um von meinen Gefährten Abschied zu nehmen und sie über mein Verschwinden zu beruhigen. Ich that es — ich wollte, ich hätte alle die armen unglücklichen Landsleute, die sich nun auf eigene Faust irgendwo niederlassen wollten, mitnehmen können; — mich zu beneiden, waren sie zu gutmüthig. Am Abend war ich wieder bei meinem neuen Gönner mitten im Urwalde, — bereit am andern Morgen einen Ausflug nach einer Kaffeepflanzung am Rio Parahiba, der etwas nördlich von Rio Janeiro sich ins Meer ergießt, vorzunehmen.

1.

Eine Kaffeepflanzung am Rio Parahiba.

Das Ziel unseres nächsten Ausfluges war die Colonie Leopoldina, wo ein brasilianischer Bekannter meines Engländers eine große Kaffeepflanzung am

Ufer des Parahiba-Flusses besaß. Wir reisten über das Tiguca-Gebirge durch den schönsten Urwald und langten glücklich dort an. Es ist ein eigenthümliches Leben in so einer Pflanzerverbausung — schon daß man unter so vielen Hunderten von Negerclaven, von denen unser Gastfreund allein 150 besaß — mit den wenigen weißen Aufsehern lebte, macht einen Anfangs ganz unheimlichen Eindruck. Die Sache ist aber doch nicht so schlimm, als sie der Europäer aus der Ferne ansieht. Wir trafen sogleich im Hofe etwa zwanzig junge Negerknaben, die erst vor wenigen Wochen angekauft waren und von denen noch keiner ein Wort portugiesisch reden konnte. Alle die rüstigen, gesunden, kleinen Bursche sprangen so lachend, spielend und scheinbar glücklich herum, da sie meistens noch nicht zu wissen schienen, in welchem Verhältniß sie sich befanden. Man muß aber in der That den Brasilianern nachsagen, daß sie keinesweges harte Zuchtmeister sind, sondern mit wenigen Ausnahmen ihren Claven eine freundliche und billige Behandlung angedeihen lassen.

Es bedarf aber nicht kleiner Geldmittel, um eine solche Pflanzung anzulegen. Man denke sich nur 150

Eclaven — und auf manchen Kaffeepflanzungen werden 300 Eclaven gehalten, — von denen Jeder im Durchschnitt mindestens 200 Thaler kostet, dazu gegen 100 Maulthiere, jedes im Preise von 100 Thaler — so hat man schon eine Summe von 40,000 Thalern. Und dort am Rio Parahiba liegen allein gegen zwanzig Pflanzungen, von denen die größte 150, die kleinste 20 Negerclaven besitzen! Außer diesen bedarf aber eine Pflanzung noch einer Anzahl Pferde, Ochsen, Kühe, Schweine, Ziegen und Schafe, für welche Mais und dergleichen gebaut werden muß, damit sie bei Kräften bleiben und ein gutes Fleisch bekommen. Obendrein müssen die Neger doch wenigstens nothdürftig gekleidet werden und sollen täglich ihre Portion Mehl; Fleisch und bisweilen auch ein Glas Rum haben; dazu kommt, daß es noch nicht genug ist, den Kaffee erbaut zu haben, sondern er muß, ehe er verkauft werden kann, auch noch in einer oft mehrtägigen Reise, über Gebirge und durch Wälder nach der Küste befördert werden, und dazu ist das Maulthier das einzige brauchbare Geschöpf, da die steilen gähnen Wege übers Gebirge, welche oft die Wolkenregion überschreiten, von schwer beladenen Pferden nicht begangen

werden können. Wagen sind natürlich gar nicht anzuwenden. Daher kommt der überaus hohe Preis eines Maulthiers, welches 4 — 5mal theurer ist als ein Pferd. Wir begegneten auf unserer Hinreise einem solchen Zuge Kaffee tragender Maulthiere, welcher einen ganz eigenthümlichen Anblick bot. Achtzig bis hundert Maulthiere tragen jedes zwei Körbe, welche vermittelst eines breiten ledernen Gurtes zusammenhalten und an beiden Seiten des Rückens des Thieres herabhängen; in jedem Korbe befindet sich ein Sack Kaffee und über das Ganze sind Häute gespannt, um die Körbe vor Regen zu schützen. Dem Zuge voranging, wie gewöhnlich, ein unbepacktes Maulthier. Es ist dasselbe gleichsam als Führer des Zuges zu betrachten; man nimmt gewöhnlich ein weißes Thier zu diesem Behufe, behängt es mit silberner Glocke und Schelle, steckt ihm auf den Kopf einen großen rothen Federbusch und schlingt um den Leib einen Gurt von rothem Corduan. Ihm folgen dann eins nach dem andern der übrigen Maulthiere, die fast nie vor ihrem Zugführer vorbeigehen, sondern das hintere tritt immer in gleichmäßiger, abgemessener Ordnung genau in die Fußtapfen seines Vorderman-

neß. Den Nachtrab machen die Maulthiere, welche daß zur Reise nöthige Proviant, namentlich Mais, in Säcken ebenfalls zu beiden Seiten des Rückens tragen, und ihnen folgen endlich eine Anzahl ledige Thiere, dazu bestimmt, einem andern Maulthiere die Bürde abzunehmen, wenn solches erkranken oder stürzen oder durchaus capriciös werden sollte; denn nicht selten ereignet es sich, daß ein Maulthier sich mit seiner Last niederwirft, und keine Schläge, keine Mißhandlungen, keine Güte vermögen es dann wieder aufzurichten; erst, nachdem ihm die Last abgenommen und einem andern Thiere aufgelegt ist, erhebt es sich und setzt seinen Weg weiter fort. Eine solche Karawane begleiten nun gewöhnlich ein Weißer, ebenfalls zu Maulthier, oder auch zu Pferde, und eine Anzahl Neger zu Fuß, alle bewaffnet mit Keulen, Messern, Pistolen und Büchsen. Der einförmige Gesang der die Thiere zum Gehen ermunternden Neger, das monotone Geläute der Glocken der Maulthiere, klingt seltsam bei der Stille der Natur, im einsamen Walde und auf den schmalen Bergpfaden. Oftmals habe ich später auf unserer Reise am Fuße des Gebirges gestanden und bin es nicht satt geworden, mich an

dem Anblick zu ergötzen, den es gewährt, wenn ein solcher Zug den einige tausend Fuß hohen, in dichte Wolken gefüllten Bergpaß überschreitend sich aus dieser Wolkenregion herauswindet; ein Maulthier scheint nach dem andern aus den Wolken zu fallen, bis der ganze Trupp geendet und in einförmiger Ordnung sich gegen das Thal hinabneigt. Da ein derartiger Zug meistens mehrere Nächte auf seiner Reise zu verbringen hat, und die Stellen, wo Menschen wohnen, die ihm ein Obdach bieten könnten, nur sehr spärlich vorhanden sind, so findet man, auf Stationen von je 4 zu 4 Meilen Häuser errichtet, in denen Jeder beliebig übernachten kann; freilich bestehen dieselben aus nichts Anderem als einem Dache ohne Wände, welches auf 4 Pfeilern ruht, aber sie gewähren doch immer einigen Schutz wenigstens gegen Regen und Moskitos. Unter solchem Dache schüren dann die begleitenden Neger ein Feuer an, kochen und braten sich daselbst ihre Speisen und Getränke, bergen dort ihre Kaffeesäcke und lassen die Maulthiere während der Nacht frei umher gehen, welche ruhig in der Nähe der Menschen bleiben und das umherwachsende Gras abweiden. Mit Sonnenaufgang werden die Thiere dann

wieder beladen, und der ganze Zug setzt seinen Weg weiter fort.

Doch kehren wir zurück zu unserer Colonie Leopoldina mit ihren zwanzig Pflanzermirthschaften. Sie liegen längs des Flusses Parahiba, und die Vorderseite jeder Pflanzung ist dem Flusse zugewendet. Nahe am Wasser befinden sich gewöhnlich auch die Wohnhäuser der Weißen und Neger, diesen schließen sich die bebauten Felder an und den Hintergrund jeder Pflanzung bildet der Urwald, so daß die Gränze derselben nur an drei Seiten bestimmt ist; von diesem Urwalde haut jeder Pflanze alljährlich so viel nieder, als er zu bebauen und zu bearbeiten vermag. Die Größe dieser Pflanzungen wird bestimmt nicht nach dem Umfang des Bodens, sondern nach der Anzahl der dazu gehörenden Neger, — und so wie wir sagen: ein Landgut von 300 Ackern, so heißt es dort eine Pflanzung oder Fazenda — das ist der gewöhnliche Name, — von 300 Negern!

Ein oder mehrere zweistöckige, von Stein aufgeführte und mit Muschelfalk ausgemauerte Häuser, umgeben von einer Veranda — einer rings um das Haus gehenden, bedeckten hölzernen Gallerie —

machen die Hauptgebäude jeder Pflanzung aus, sie dienen dem Herrn der Fazenda und den auf derselben sich befindenden Weißen zur Wohnung; daneben stehen Magazine, Speicher und Vorrathshäuser. Rings um die Hauptgebäude liegen aber die Hütten der Neger, bisweilen jede einzeln für sich stehend, in der Regel aber unsern Kasernen gleichend, mehrere Wohnungen unter einem Dache. Diese Negerswohnungen werden nur aus Lehm und Holz aufgeführt und mit Schindeln gedeckt. Sie bestehen gewöhnlich innerlich nur aus abgetheilten Räumen ohne Fenster, ohne Decken; einige Töpfe und ausgehöhlte Früchte machen das anspruchlose Hausgeräth aus; nackte Breter dienen als Betten und auf dem Lehm Boden des Zimmers erhalten die Neger ein beständiges Feuer, theils des Nachts der Wärme wegen, theils auch, um durch den Rauch die lästigen Insekten zu verschrecken. In einer solchen Hitze und solchem Rauche liegen nun die Schwarzen jede Nacht, und es scheint auf den ersten Anblick das Loos des Negers ein höchst beklagenswerthes. Allein der Neger ist es in der That von seiner Heimath her nicht besser gewohnt, und würde seine ärmliche Hütte nicht mit einem Palaste

vertauschen, auch lebt er in dem beständigen Rauche derselben ohne auch nur irgend einen Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen. Freilich menschliche Bildung darf unter den Negern nicht keimen, sonst würden sie gar bald das Beflagenswerthe und Entwürdigende ihres halbthierischen Lebens in Afrika wie in der Sklaverei empfinden; aber dafür sorgen schon die Sklavenbesitzer, daß es nicht geschieht. Und das ist, bei aller gerühmten Menschlichkeit in der Behandlung der Neger der faule Fleck der Sklaverei; es ist im besten Falle nur eine Menschlichkeit, wie man sie gegen ein Stück Vieh auch ausübt.

Mit der Anzahl der Neger steht auch die Zahl der Kaffeebäume einer Pflanzung im Verhältniß. Auf 150 Sklaven hatte unser Wirth etwa 2 — 300,000 Kaffeebäume, von welchen indessen nur höchstens die Hälfte einen Ernteertrag sichert; die andere Hälfte besteht theils aus alten Bäumen, welche ihren Hauptertrag schon gegeben haben, theils in jungen Bäumen, die noch keine Früchte tragen.

Alljährlich wird eine Strecke Wald von der Größe, daß ungefähr 20,000 Kaffeebäume auf dieselbe gepflanzt werden können, in den heißen Monaten, welche

hier zu Lande December, Januar und Februar sind, durch Neger oder gezähmte Indianer gelichtet. Letztere sind dazu tauglicher als die Neger. Sie beobachten dabei folgendes Verfahren. Zuerst räumen sie auf den zur Bepflanzung bestimmten Stücken Waldes sämtliche kleine Bäume, Sträucher und möglichst viele Schlingpflanzen weg, worauf eine Anzahl in gerader Linie stehende Bäume wenige Fuß über der Wurzel nach einer Seite hin mit dem Beile angehakt werden, ohne sie umzumachen. Nachdem nun sämtliche, nach einer Richtung hin laufende Bäume auf diese Weise etwa bis zur Hälfte eingehakt sind, fällt man den ersten Baum dieser Reihe, welcher dann auf den ihm zunächst stehenden stürzt und ihn, vermöge seiner ungeheuern Schwere, gänzlich abbricht; dieser zweite fällt dann wieder auf den dritten, der auf den vierten und sofort reißt immer der eine Baum den andern in der bezeichneten Linie nieder, so daß in wenigen Minuten diese ganze Reihe stolzer majestätischer Bäume mit ungeheurem Getrache ihre Gipfel zur Erde senken. Doch ist große Vorsicht nöthig, daß die dabei beschäftigten Menschen nicht von der Krone eines stürzenden Baumes getroffen

und rettungslos zerquetscht werden, doch bedarf es eines recht scharfen Auges, um den ersten Baum so zu fällen, daß er nach der bestimmten Richtung hin nieverschlägt! Fast jährlich finden einige Leute bei dieser gefährvollen Arbeit einen schrecklichen Tod, und doch betreiben die Indianer nichts mit mehr Eust und Liebe, als eben das Niederhauen eines Waldes. Ist auf die angegebene Weise eine Reihe Bäume gefällt, so folgt die zweite in gleicher Art und sofort, bis das ganze Stück Wald am Boden liegt; einzeln stehende Bäume werden schließlich jeder für sich umgehauen. Dieses Geschäft erfordert meistens eine Arbeit von vier Wochen; andere vier bis sechs Wochen bleiben dann diese Bäume auf der Erde liegen und die heißen, senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen dörren während dieser kurzen Zeit Laub und Zweige derselben. Alsdann wird der ganze niedergeschlagene Wald in Brand gesteckt; wobei allerdings abermals Vorsicht nöthig ist, auch auf den Wind sorgfältig Rücksicht genommen werden muß, damit nicht das Feuer weiter um sich greifend, den daran gränzenden Urwald erfaßt; denn allgemein mit Recht ist ein Waldbrand sehr gefürchtet. Einen wahrhaft majestätischen Anblick aber

gewährt es, wie diese colossalen Holzmassen Tage lang in lichten, himmelanstrebenden Flammen brennen und es entwickeln sich bei solchem Brande Rauchwolken und eine Gluth, als wenn ein Vulkan seine Feuermasse spie. Gleichzeitig aber kann der sparsame Europäer sich einer gewissen Trauer nicht erwehren, wenn er bedenkt, nicht bloß wie viel Brennholz dort ohne Ziel und Zweck verfeuert wird, sondern noch mehr wie viel kostbare schöne Nughölzer, die Europa's Tischler zu den prächtigsten Möbeln verarbeiten könnten, auf diese Weise grausam und verschwenderisch zu Asche verwandelt werden. Kostbare Sakarandabäume, schweres Eisenholz, Mahagonibäume, Alles brennt nieder; es fehlt an Pflanzern, an Arbeitern, um diese theuren Hölzer ausschlagen zu lassen, noch mehr an Transportmitteln, um sie an das Meer auf die Schiffe zu schaffen, — der Fluß ist seiner vielen Klippen wegen nicht einmal für Flöße schiffbar — und so werden diese kostbaren Bäume schonungslos dem einträglichen Geschäft des Kaffeebaumes geopfert! Mit Beginn der Regenzeit wird dann diese von Bäumen gänzlich befreite Strecke Landes mit Kaffeereisern bepflanzt, und zwar werden immer die einzelnen Pflan-

zen in einer Entfernung von 5 Fuß von einander in die Erde gesteckt; zwischen drinnen stehen aber noch die halbverkohlten Baumstümpfe der gefällten und verbrannten Bäume, welche durch die Wurzeln aus dem Boden fortwährend mit saftreicher Nahrung versehen, meistens nicht einmal durch die ungeheure Gluth des Brandes verdorrt sind und sogar hier und da wieder ausschlagen. Erst nach drei Jahren trägt nun der Kaffeebaum und seine erste Ernte ist gewöhnlich die beste; allein während dieser langen Zeit muß das ganze Kaffeefeld mit ungeheurer Arbeit und ausdauernder Sorgfalt von dem in ungemessener Fülle aus dem kräftigen Erdreich aufschießenden Unkraut und Gesträuch gereinigt werden. So lange die Bäume nicht vollständig tragen, kann ein einziger Neger zweitausend Pflanzen versorgen; später werden ihm nur halb so viel überlassen.

Wenn keine Scheere oder Messer dem Wachsen des Kaffeebaumes eine Grenze setzt, erreicht er gewöhnlich die Höhe von fünf bis sechs Ellen; da aber durch solche Höhe das Pflücken des Kaffees sehr würde erschwert werden, so schneidet man gewöhnlich die Spitze des Stammes, sobald er Manneshöhe erreicht

hat, ab, worauf er dann nicht mehr in die Höhe schießt, sondern sich in die Breite entwickelt. Einen sehr schönen Anblick gewährt ein in Blüthe stehendes Kaffeefeld; nach einem frischen Regen bedeckt sich ein ganzes solches Feld in einer Nacht mit weißen, einem Drangen ähnlichen Duft verbreitenden Blüthen, am besten vergleichbar dem frischgefallenen Schnee, welches von dem dunkeln Grün der Blätter wunderbar absticht. Aber wie der Schnee bei warmem Wetter schnell vergeht, so welken auch diese Blüthen bald dahin; nur einen Tag erfreut man sich ihrer Pracht; am folgenden sind sie schon dürr und zum großen Theil abgefallen.

Die reifen Beeren sind von der Größe und Farbe der Kirschen und wie diese erst grün, dann braunroth. Die Haupternte ist zu Ausgang der heißen und Anfang der Regenzeit und dauert vier bis sechs Wochen. Eine Nachlese findet zu Ende der Regenzeit statt. Während der Erntewochen sind alle Hände der Neger in rastloser Thätigkeit, um den Bäumen ihre Früchte zu entnehmen und, es erheischt in der That keine kleine Arbeit, über 100,000 Bäume mit den Fingern leer zu pflücken; jeder Neger setzt eine Ehre daran, an

Kaffee." Es werden da die rothen abgepflückten Beeren so wie sie sind, entweder in der Sonne oder auf Roften getrocknet, wodurch sich nach und nach die rothe fleischige Schale in eine schwarze brüchige umwandelt. Die gedörrten Früchte kommen dann wie sie sind in die Stampfmühlen und werden dort zu gleicher Zeit von allen ihren drei Umhüllungen befreit.

Der Kaffeebaum erfordert also bedeutende Mühe und Arbeit, und rechnet man noch hinzu, wie oft ein ganzes Kaffeesfeld, welches zu stark von den Sonnenstrahlen leidet, gänzlich verdorrt, ohne eine Ernte zu geben, wie viel durch die Vögel, die den Früchten nachstellen, verloren geht, oder auf den Bäumen verfault, weil es an Händen zum Pflücken fehlt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn der Kaffee bei uns — nachdem noch so und so viel Menschen beim Wiederverkauf ihren Profit davon gezogen, nachdem die Zollvereinsstaaten ihren nicht unbedeutenden Eingangszoll davon erhoben haben, daß der Kaffee bei uns seine fünf bis zehn Neugroschen das Pfund kostet! —

Hat ein Kaffeesfeld drei bis vier Jahre getragen, so daß die Bäume sechs bis sieben Jahr alt sind, so

geben sie fernerhin meist nur spärliche Ernten, und gewöhnlich achten die Pflanze es gar nicht mehr der Mühe werth, diese Bäume noch pflücken zu lassen. Man läßt also lieber die großen Felder, nachdem man etwa drei Jahre aus ihnen Nutzen gezogen hat, unbearbeitet und ungebraucht liegen; Unkraut und dichtes Gesträuch schießt empor und ersticht endlich auch die Kaffeebäume und sehr bald sieht Keiner dieser Wilbniß es mehr an, daß vor wenigen Jahren dort noch ein prächtiger, majestätischer Urwald gestanden, daß seiner Fülle dann blühende üppige Kaffeefelder gefolgt sind, welche nun wieder von Dornen und wildverschlungenem Buschwerk verdrängt werden. Diese Strecken Landes wieder zu bebauen, kommt keinem Pflanze in den Sinn; der junge Boden des gefällten Urwaldes trägt viel reichlicher als solches schon benutztes Land, und seine Bearbeitung ist ja auch mit weit weniger Mühe verknüpft als die des letzteren. Hunderte von Menschen könnten auf dieser nutzlos daliegenden Landestrecke dieser einen Kolonie durch Bebauung ihres Bodens ihr gutes Auskommen finden — Hunderte von Menschen, die in Europa, wo es an Grund und Boden mangelt, in den großen

Städten dem Hunger oder den Pestern anheim fallen; aber eben die Menschen sind es, welche Brasilien fehlen und eben deshalb leben diejenigen, die jetzt dort sich niedergelassen haben, in den günstigsten Verhältnissen.

Dort ist der Kaffeebau, die Hauptbeschäftigung dieser Kolonie Leopoldina, wie überhaupt — außer Zuckerrohr, Reis und Mais — eines der Haupterzeugnisse Brasiliens. Außerdem wird hier noch sehr die Mandioke-Wurzel gebaut, aus welcher das allgemeine Nahrungsmittel der sämtlichen Bevölkerung des Landes, das Farinhamehl, gewonnen wird. Diese Mandioke-Wurzel wird ebenfalls in großen Feldern auf frisch gelichtetem Waldboden gepflanzt. Ihre ein bis anderthalb Fuß lange und ein viertel Fuß dicke, von einer schwarzbraunen Rinde umgebene Wurzel, wird zuvörderst von dieser Rinde durch Abschälen befreit, dann die innere weiße Masse durch zackige Räder feingerieben und sodann ausgepresst. Der abfließende Saft dieser sehr saftreichen Wurzel ist unbedingt giftig; Thiere, welche davon genießen, schwellen stark an und sterben bald unter Convulsionen. Die in der Presse zurückbleibende Masse wird dann

auf Kosten gedörrt. Seiner Aehnlichkeit mit Mehl wegen nennt man sie Farinhamehl. Diese Farinha mit heißem Wasser oder besser noch mit Fleischbrühe gemischt, giebt eine sehr schmackhafte Speise und ist das beste Surrogat des Brodes. Auch trocken genossen hat sie keinen unangenehmen Geschmack und ist jedenfalls im höchsten Grade nahrhaft. Die meisten Thiere, Pferde und Rindvieh, fressen die Mandioke-Wurzel ungemein gern und es ist höchst merkwürdig, daß sie ihnen, auf diese Weise genossen, nichts schadet, während, wie gesagt, der ausgepreßte Saft ihnen todtbringend ist.

Noch baut man die Yamswurzel, welche die fehlenden Kartoffeln ersetzt und noch schmackhafter ist als diese. Von Früchten werden die Bananen roh, gekocht und gebraten viel gegessen, Ananas von außerordentlicher Größe sind keine Seltenheit, Drangen, bittere und süße Melonen und Cocosnüsse wachsen in Menge.

Wahrlich, dieses Land muß ein wahres Paradies sein, werden die geneigten Leser sagen. — Was will die kühnste Phantasie mehr als wenn sie in der Wirklichkeit findet: weite Strecken fruchtbares junges Land,

üppige bebaute Felder, daneben Urwald und Wild-
 niß, ein mit den schmachhaftesten Fischen reich gese-
 neter Fluß, ein warmes Klima, die bis ins Endlose
 schaffende Vegetation, die prächtigsten Blumen und
 buntgefiederten Vögel, die in allen Farben schillern-
 den Kolibriß, neben dem rothen, blau und gelb ge-
 fiederten prächtigen Araras, mit den herrlichsten Far-
 ben geschmückte, breitflüglichte Schmetterlinge, Reich-
 thum der Bewohner, eine freie, sich reich belohnende
 Jagd, die schönsten, wohlschmeckendsten Südfrüchte, —
 was will das Herz mehr? und doch treten diesen
 Lichtseiten große Schattenseiten grell entgegen: ein
 ungesundes, Fieber erzeugendes Klima macht den Men-
 schen stumpf gegen den Genuß aller dieser Schönhei-
 ten; sein sieches Leben Tage und Jahre lang dahin-
 schleppend, bedarf er der stärksten Reizmittel, um sich
 zu vergnügen. Der Genuß der meisten saftigen Früchte
 zieht leicht ein tödtliches Fieber zu; das kühlende Bad
 im Flusse wird durch den unterm Wasser lauernnden
 Alligator verhindert; die Jagd im Walde ist gefähr-
 det durch reißende Tiger; unter den schönfarbigten
 Blumen, zwischen den Blättern der Bäume und im
 üppigsten grünen Grase windet sich die giftige Schlange;

im Hause nistet der Scorpion, die Buschspinne, der gefährliche Tausendfuß; überall droht dem Unachtsamen Tod und Verderben und daneben peinigten unzählige Insekten den Menschen bei Tag und Nacht, und Millionen von wandernden Ameisen entblättern in wenigen Stunden oft ganze Drangen: Aëen und zerstören die mit vieler Mühe gelegten, frisch aufsteigenden Saaten!

Die Niederungen zu beiden Seiten des Flusses sind die Hauptursache des auf der Colonie herrschenden ungesunden Klimas. Der an und für sich sumpfige und morastige Boden derselben wird, sobald der durch heftige Regengüsse anschwellende Fluß über sein Bett hinaus tritt, überschwemmt, bei trockner Witterung aber fließt das Wasser wieder ab und der nun neu getränkte Sumpf wird der Einwirkung der brennenden Sonnenstrahlen ausgesetzt; dadurch entsteht an demselben ein beständiger Fäulniß- und Gährungsprozeß, in dessen Folge sich das verderbliche Fieber-Miasma entwickelt, welches die hartnäckigsten Wechselfieber hervorruft und nur wenige dortige Bewohner verschont. Auch die zahlreichen Kröpfe scheinen daher zu kommen, welche den ohnedem nicht schö-

nen Farbigen ein höchst scheußliches Ansehen geben; doch scheint man hier zu Lande diesen Anwuchs mehr für eine besondere Schönheit als für eine Verunstaltung zu halten; denn nicht selten sieht man Frauenzimmer, den ungeheuern Kropf mit goldenem oder silbernem Schmucke geziert und gleichsam zur Schau tragend, mit einer Tabakspfeife oder mit der Spindel in der Hand vor ihren Häusern sitzen und Baumwolle spinnen.

Zu den Unannehmlichkeiten will ich nicht mit rechnen, daß man hier zu Lande häufig mit Affen-, Gürtelhier- oder Eidechsenbraten oder Papageiensuppe regalirt wird; trotz des anfänglichen Widerwillens gewöhnt sich der Europäer bald an diese delikaten Gerichte, eben so an das in der Sonne getrocknete Rindfleisch, das mit schwarzen Bohnen gekocht und mit Farinha und einer scharfen Brühe angemacht eine Lieblingskost der Weißen und Schwarzen bildet. Brod ist ein Luxusartikel und überaus theuer, da das Weizenmehl aus Rio de Janeiro oder Bahia gebracht werden muß; das Maisbrod aber ist sehr trocken und wenig beliebt. Auch Butter giebt es nicht trotz des vielen Rindviehs, das man hält; man läßt die But-

ter aus England oder Frankreich kommen; denn die brasilianischen Kühe dieser Gegend geben, wenn gleich sehr fette, dennoch so wenig Milch, daß sie kaum zum Bedarf für Thee und Kaffee ausreicht; an Butterbereitung ist nicht zu denken. Sehr merkwürdig ist, daß die Kühe hier nur so lange Milch geben, als sie ein saugendes Kalb haben; entzieht man einer Kuh das Kalb, so steht sie augenblicklich trocken.

Eine der größten und gefährlichsten Pestbeulen Brasiliens und jeder Pflanzung ist und bleibt aber doch die Negerclaverei. Die meisten der Neger sind geborne Afrikaner, und verhältnißmäßig nur wenige im Lande selbst erzogen. Wundern müßte es, daß diese Masse Schwarzer — es waren auf dieser einen Kolonie Leopoldina mindestens 2000 Neger — welche der Anzahl und somit auch den körperlichen Kräften nach die bei weitem Stärkeren und Ueberwiegenden sind, gutwillig sich von den wenigen Weißen ins Joch spannen lassen und ihnen zum Vortheil, im Schweiß ihres Angesichts, unter der Peitsche ihrer Aufseher, Tag ein und Tag aus die Kaffeefelder bebauen, und schwer wäre es zu begreifen, daß sie nicht schon lange ihre Fesseln zerbrechend die Knechtschaft abgeschüttelt

hätten, wenn nicht die Klugheit der Weißen durch eine einfache Vorsichtsmaßregel diese drohende Gefahr abzuwenden wüßte. Es ist nämlich eine weise Vorsicht jedes Pflanzers, unter seinen Negern möglichst Viele von verschiedenen afrikanischen Stämmen zu haben. Die Negerstämme von Guinea's Küste bekriegen sich nämlich dort gegenseitig unaufhörlich, um die im Kriege gemachten Gefangenen sodann als Sklaven zu verkaufen. Ganz natürlich bringen nun die also aus ihrer Heimath entführten Negerklaven auch nach Brasilien alle den Haß gegen den feindlichen Negerstamm mit, der sie überwunden und als Sklaven verkauft hat, mit hinüber, und dieser Haß erlischt selbst durch Jahrelanges Zusammenleben auf einer Pflanzung keinesweges. Wollte nun eine Partei der Neger eine Meuterei oder Empörung gegen die Pflanzner anspinnen, so würden die ihr feindlichen Neger es sich zur angelegentlichsten Pflicht machen, ihren Herrn sofort davon in Kenntniß zu setzen, der dann begreiflicher Weise nicht zögert, die ernstlichsten Gegenmaßregeln zu treffen. Entweichen können die Neger ebenfalls nicht, denn wohin sollen sie sich wenden? In dem Urwalde wären sie allerdings sicher,

aber den fürchten sie wegen der Botokuden, und es würde ihnen dort auch an Lebensmitteln gebrechen, um sich lange zu erhalten. Auf den übrigen müßte daliegenden Landstrecken können sie sich nicht niederlassen, da dann die gezähmten Indianer auf sie Jagd machen würden. So sind denn diese Schwarzen, wohin sie sich wenden, immer neuen Gefahren ausgesetzt und demnach bleibt ihnen kein anderes Mittel, so lange sie sich nicht vereinigen und auf solche Weise ihre Stärke geltend machen wollen, als sich mit Ergebung in ihr Loos zu schicken.

Die Arbeitszeit der Neger währt von Sonnenaufgang bis zum Untergange, abgerechnet eine Viertelstunde des Morgens zum Frühstück und eine Stunde des Mittags zum Essen. Vier Festtage im Jahre und die Sonntage haben sie für sich; indessen macht hiervon die Zeit der Ernte eine Ausnahme, so wie sie auch sehr viele Sonntage während der übrigen Zeit des Jahres arbeiten müssen; jedoch bekommen sie dann von den Pflanzern ihre Arbeit bezahlt, dergleichen wenn sie des Nachts in der Mühle beschäftigt sind. Die über die Neger waltende Disciplin ist sehr strenge; ohne Erlaubniß ihres Herrn dürfen sie nicht die Gren-

gen der Pflanzung überschreiten und des Nachts nie außerhalb des Häusergebietes betroffen werden. Jedem Weißen müssen sie einen unbedingten Respect bezeugen und in ihm die Farbe der Haut ehren.

Bestraft werden die Neger durch Peitschenhiebe; für größere Vergehen erhält der Schuldige fünfhundert Hiebe; kleinere Vergehen werden mit fünfundzwanzig bis funfzig Peitschenhieben bestraft. Man bindet die Schuldigen an eine Leiter, und ertheilt ihm die Hiebe auf den nackten Rücken mit aus Tapirleder gedrehten dreisträngigen Peitschen, die, der Größe der Strafe nach, vorher noch in eine Brühe von rothem spanischen Pfeffer getaucht und durch feinen Sand gezogen werden. Schon nach den ersten fünfundzwanzig Streichen strömt rothes Blut an den schwarzen Körper herunter, — und es ist ein wahres Glück für die armen Schwarzen, daß sie durch diese grausame Züchtigung einige Tage arbeitsunfähig werden; der Eigennuß ist leider bei vielen Pflanzern stärker als das Gefühl der Menschlichkeit!

Eine geringere Art der Züchtigung sind Schläge, die mit einem an einen Stiel befestigten, platten, durchlöcherten Holze in die flache Hand gegeben werden.

Entsprechend diesen Strafen sind auch die den Schwarzen zu Theil werdenden Belohnungen; die Hauptbelohnung ist Rum, den sie leidenschaftlich lieben und der ihnen für angestrengte Arbeit und gutes Betragen zuerkannt wird; — sie dürfen sich also, wenn sie ihre Pflicht thaten — einmal betrinken! Wie sehr solche Belohnungen und solche Strafen dazu dienen, die Schwarzen in Dummheit und Unterwürfigkeit zu erhalten, läßt sich leicht denken; denn was kann man von einer Menschenmasse erwarten, die kein anderes Glück als den Genuß des Rums, kein anderes Unglück als die Peitsche kennt! Die Gewalt der weißen Herren über ihre schwarzen Slaven ist in der That eine unbeschränkte; wie günstig auch immer die Bestimmungen der Regierung für die Neger-slaven lauten und wie beschränkt auch darnach die Macht der Weißen über die Schwarzen erscheint, das Alles kommt den Negern gar nichts; die Behörden haben keine Macht, um ihre Gesetze im Innern Brasiliens in Ausführung zu bringen und sie lassen es ruhig geschehen, wie die besten, mildthätigsten Gesetze dort als leerer Schall verhallen und kaum dem Namen nach gekannt sind. Was die Neger mehr schützt als alle gedruckten

Befehle der Regierung, als alle Aufforderungen zu einer menschlichen Behandlung derselben, das ist, wie gesagt, das eigennützige Interesse der Pflanzer; ohne vollwichtigen Grund wird Keiner einen zweihundert Thaler kostenden Sklaven zu Tode peitschen lassen, da er sich ja dann mit schwerem Gelde einen andern wieder kaufen müßte, ja er wird ihn nicht einmal durch übermäßige Strafe arbeitsunfähig machen, da ja daraus nur dem Herrn der meiste Schaden erwachsen würde. Aber welch ein trauriger Schutz ist das!

Von Bildung und Religion dieser Neger kann erklärlicher Weise nicht eben viel die Rede sein; die von der Küste Guinea's herbeigebrachten Neger sind meistens Fetischanbieter und bewahren auch später den Glauben ihrer Jugend; die durch öfteres Hören erlernten Namen eines Gottes, der Jungfrau Maria und einiger Heiligen werden von ihnen einfach als einige Götzen mehr zu den afrikanischen Götzen hinzugezählt. Gleich nach ihrer Ankunft auf den Pflanzungen zur Arbeit gezwungen, giebt sich Niemand die Mühe, ihnen reinere Begriffe in dieser Hinsicht beizubringen, und so leben sie in Arbeit und Unwissenheit, ohne je Gott und die Gesetze der Sittlichkeit

recht kennen zu lernen, bis zu dem Tode, der ihrem trostlosen Dasein ein Ende macht. Nicht besser geht es mit den auf den Pflanzungen gebornen Neger. Allerdings werden diese von irgend einem Geistlichen aus den benachbarten Pflanzungen getauft, das ist aber auch die erste und letzte religiöse Ceremonie in ihrem Leben. Auch die Ankömmlinge aus Afrika werden getauft — die Ceremonie kostet dem Herrn nichts und beschwichtigt ein leicht zu befriedigendes Gewissen. Man sieht da wohl ein Negerpaar in blendend weißen Gewändern mit einem blauen Bande gegürtet und mit Rosen geschmückt fröhlich dem Hause ihres Herrn zueilen. Es sind dies aber solche Täuflinge, die von dem Priester kommen, der sie mit Wasser besprengt, ihnen einen Namen gegeben hat und ihnen gesagt hat, nun seien sie Christen. Ja wenn die Taufe den Christen machte, — und die christlichen Weißen dann mehr wären als bloß getaufte Christen! Aber in ganz Amerika betrachten die christlichen Weißen die Schwarzen nicht als Brüder, kaum als Menschen! Vor solch einem Maul-Christenthum kann man allerdings wenig Respekt haben! Natürlich kommen bei diesen handwerksmäßigen Negertaufen mancherlei Un-

ordnungen vor; einige werden gar nicht getauft, andere werden aus Versehen, oder weil die paar Freistunden und die ganze Feierlichkeit für Manche etwas Anziehendes haben — zwei-, dreimal getauft! Der Neger ist bloß der Arbeit wegen auf der Welt; sobald die kleinen Knaben und Mädchen die Hände zur Arbeit rühren können, werden sie auch schon beschäftigt, ohne auch nur den allergeringsten Unterricht zu bekommen. Lesen und Schreiben sind ihnen unbekannt, ja fast zauberische Künste. Der Knabe hat keinen Antrieb dergleichen zu erlernen, und da das Interesse der Pflanze sehr damit übereinstimmt, ihn in dieser Hinsicht in Unwissenheit zu erhalten, so lebt er ein gleiches Leben, wie seine übrigen schwarzen Genossen dahin, ja selbst wenn er lesen lernte, — würde er wohl jemals was anderes zu lesen bekommen, — als höchstens ein Gebetbuch mit Ave Maria und ähnlichem Inhalt?

Wenn die Neger erwachsen sind, so dürfen sie sich unter den Negerinnen der Pflanzung Eine zur Frau aussuchen, und der Pflanze weist dann dem Ehepaare eine eigne Hütte und ein Stückchen Land zum eignen Bebauen an. Die Ceremonie der Trauung ist aller-

dingß sehr einfach; der Pflanzer copulirt das Paar selbst, indem er es mit einem Glase Rum anstoßen und dasselbe auf ihr gegenseitiges Wohl austrinken läßt; dann ermahnt er sie, in Eintracht und Frieden zusammen zu leben, widrigenfalls die Uebertretung dieses Gebotes durch die Peitsche schwer geahndet werden würde. Das ist die Trauung und nach Beendigung dieser erhebenden Feierlichkeit wird sämmtlichen Negern der Pflanzung den übrigen Tag die Arbeit erlassen und ihnen erlaubt, ihrem Vergnügen nachzugehen, wo sie dann gewöhnlich bei Rum, Tabak und wildem Tanze diese Festlichkeit feiern.

Die den Negern von ihrem Herrn täglich gereichte Kost besteht aus einer bestimmten Portion Farinha und gedörrtem Rindfleisch; übrigens mangelt es ihm nicht an Fischen, dem verschiedensten Wild und dem mannigfachsten Früchten. Nebenher bekommen sie wöchentlich ein bestimmtes Maaß Rum und etwas Tabak. Ihre Kleidung ist höchst einfach, die Neger aber halten selbst darauf sehr wenig und gingen lieber ganz nackend, wenn nicht die Pflanzer darauf hielten, daß die Männer wenigstens Beinkleider und die Weiber einen kurzen Rock anzögen; dazu ein Hemd aus

grobem Baumwollenzeuge und der Anzug ist fertig. Der Kopf bleibt meistens unbedeckt, ebenso die Füße; der bloße Fuß gilt überhaupt bei den Schwarzen als Zeichen der Sklaverei, und nur der freie Neger darf irgend eine Fußbekleidung tragen. Im Ganzen scheinen die Schwarzen den Nutzen der Kleidung gar nicht einzusehen, sondern sie betrachten dieselben mehr als Puz; aus diesem Grunde ziehen sie gewöhnlich bei regnigtem Wetter ihr Hemd oder ihre Jacke, wenn sie eine solche besitzen, aus und geben lieber den entblößten Körper als ihre Kleidungsstücke dem Regen preis. Dadurch sind auch nur die oft ein so burleskes Ansehen gewährenden Anzüge der Neger zu erklären. Dort sieht man Einen mit Hose und Weste ohne jegliches andere Kleidungsstück angethan, dort einen Andern nur mit einem Hemde und einer Jacke, oder einem langen Rocke bekleidet; endlich einen mit einer Hose und eine Pelzmütze dazu auf dem Kopfe, ein Geschenk irgend eines aus dem Norden gekommenen Europäers. Auf Goldsachen halten namentlich die Negerinnen viel; nicht selten sieht man Ringe von großem Werthe an ihren Fingern und in ihren Ohren, so wie Ketten von Korallen oder Goldperlen

an ihrem Halse und um ihre Arme gebunden, und sie verwenden alles verdiente Geld auf Anschaffung solcher Gegenstände. Im geraden Widerspruch mit der alltäglichen Kleidung, welche die Negerinnen während der Feldarbeit tragen, steht dagegen der Putz, in welchem sie bei ihren Tänzen und Festen glänzen. Keine europäische Dame dürfte sich schämen mit einem Kleide von solchem Stoffe, wie man ihn oft bei Negerinnen sieht, einen Ballsaal zu betreten. Seidene Röcke mit ächten Spitzen reichlich besetzt, sind nicht ungewöhnlich bei diesen Afrikanerinnen; wunderbar aber sticht gegen diese das locker um die Schultern und den Rücken hängende, weiße Hemd ab, abgesehen von den bloßen schwarzen Armen, den unbedeckten Füßen und dem nach morgenländischer Sitte um den Kopf gewundenen Tuche. Ihre Tänze sind ganz die afrikanischen; nach den Tönen eines über ein ausgehöhltes Holz gespannten Felles, der Trommel ähnlich, so wie eines violinartigen Instruments mit einer Saite und dem dumpfen Klange einer Art Harmonika, deren Tasten von breiten Eisenstücken gearbeitet sind und mit den Daumen angeschlagen werden, tanzen sie, die Musik mit stetem Händeklats-

schen und einem unablässig einförmigen Gesange begleitend, viele Stunden lang ihre nationalen Tänze, welche in den allerverschiedensten, oft das europäische Auge beleidigender Körperstellungen wechseln.

Es war eines Sonntags Abends, gegen Sonnenuntergang, als uns schon von Weitem ein lautes Summen aus der Mitte der Slavenhütten den Beginn eines solchen Regersfestes verkündete. Wir folgten dem Schalle und sahen bald auf einem kleinen freien Platze Männer, Weiber, Kinder, Greise, kurz die ganze schwarze Bevölkerung sich so auf dem schmalen Raum zusammendrängen und quetschen, daß man glauben konnte, es sei ihnen bei Strafe verboten worden, sich anders wo blicken zu lassen. Ueberall ließen sich funkelnde Blicke, krampfhaft gestikulirende Arme sehen, von allen Seiten hört man die schweren Athemzüge der Leidenschaft und wildfreudiges Geschrei.

Jetzt wird das Zeichen gegeben. Im Nu bildet sich ein Kreis, die Männer und Frauen stellen sich in beliebiger Ordnung auf; die Kinder aber kommen in die ersten Reihen, damit sie wohl aufmerken können und das Nationalfest sich von Generation auf Generation fortpflanzt.

Dem anfänglichen Lärmen folgt jetzt eine Stille, in der Niemand die Zunge zu rühren wagt. Ganz leise und nach und nach anschwellend beginnt nun der Gesang. Es ist dies eine rauhe, seltsame Melodie, die aber harmonisch und gegliedert hinschleift. Sie hat nichts Verworrenes. Es ist Taft darin und ein Rhythmus von eigenthümlichem Reize. Zuletzt bricht der Gesang laut und immer lauter hervor. Alle Welt singt mit, aber nicht bloß mit der Kehle, sondern so zu sagen mit dem ganzen Körper. Man verzerrt das Gesicht in närrische Grimassen, gestikulirt mit den Armen und trampelt mit den Füßen, als ob der Boden unter ihnen brennte. Diese Einleitung zum eigentlichen Fest hat bald eine kürzere, bald eine längere Dauer und richtet sich, so zu sagen, nach dem Stande des Thermometers. War die Hitze den Tag über sehr drückend und dem zufolge die Arbeit sehr hart, so dauert das Vorspiel nur kurze Zeit. Man eilt dann, sich so schnell als möglich in die vollste Aufregung der Leidenschaft zu stürzen. Eine Tänzerin springt in den Kreis, anfangs allein, wild umherwirbelnd und die Arme schwingend. Sie beugt sich hierhin und dorthin, springt vor und zurück und

8.

tanzt dann im Kreise herum an den Umstehenden vorüber, die sie mit ihrer tollen Aufregung anzusehen scheint. Jetzt springt auch der Glückliche in den Kreis, den sie zu ihrem Tänzer gewählt hat, und stellt sich triumphirend seiner Tänzerin gegenüber. Der Gesang der Umstehenden wird zum wilden Geschrei, der Tanz zur Raserei. Man klatscht auf die Hüften, man schlägt sich an den Kopf, man blökt die Zähne, der Schaum tritt vor den Mund. Man könnte glauben, die Wuth einer Meute blutlecken-der Wölfe zu sehen, die in eine Heerde wehrloser Schafe fällt. Aber nein, das Alles ist nur der Ausdruck der Freude, des trunkensten Glücks. Und so wie das Fest begonnen, so dauert es ohne Unterbrechung den ganzen Abend fort. Denn alle übrigen Paare zittern schon vor freudiger Erwartung darauf, daß auch die Reihe an sie komme.

Kein Wunder, wenn bei dieser Entfesselung aller Leidenschaftlichkeit solcher heißblütiger Naturen nach den Tänzen und Festen oft die heftigsten Zänkereien ausbrechen, die damit enden, daß die beiden erbitterten Gegner sich mit wüthenden Hautschlägen anfallen. Die Zeugen solcher Kämpfe, weit entfernt sie

zu hindern, feuern vielmehr die Kämpfer immer auf's Neue an und erfreuen sich um so mehr an dem Schauspiel, je blutiger es wird. Schnell bildet sich zu Gunsten eines jeden Kämpfers eine Partei, die ihren Günstling, wenn er zu ermatten droht, oder wenn er dem Siege nahe zu sein scheint, durch heftigen Zuruf immer mehr erhitzt, bis zuletzt einer der Gegner kampfunfähig auf dem Sande ausgestreckt liegt. Wenn der Sieg allzulange unentschieden bleibt, so laufen die Kämpfer auseinander, bleiben einige Schritte von einander stehen, kreuzen die Arme über die Brust, bücken sich, schließen die Augen und rennen so mit einem lauten Schrei aus allen Kräften mit den Köpfen gegeneinander. In der Regel müssen dann die Umstehenden den einen, oft auch beide Kämpfer mit zerbrochenem Schädel wegtragen. Und woher entstehen die meisten dieser eigenthümlichen Zweikämpfe? Ein Neger kann den andern einen „Taugenichts“, einen „verlaufenen Menschen“, einen „Dieb“ schimpfen, es rührt diesen nicht. Aber wenn er es wagt, ihn einen „Neger“ zu nennen, so muß er mit ihm auf Leben und Tod kämpfen. Die Herren bestrafen diese Zweikämpfe, die ihnen oft ihre besten Sklaven kosten, sehr

hart; aber ein Schwarzer im Zorn ist ein furchtbares wildes Thier; die Furcht vor der Peitsche, so groß sie auch ist, bleibt bei ihm immer schwächer als der Durst nach Rache.

Auf diesen Tag der Aufregung, der wilden Freude und des Zornes folgt dann der Tag der Ruhe, der, so wohlthätig er ist für den mit Arbeit überlasteten Sklaven doch weniger von ihm erjehnt wird. Nicht an ihn denkt er zurück, nicht auf ihn hofft er, wenn ihn am Montage und dann Tag für Tag die lange Woche hindurch, sobald die ersten Strahlen der Sonne über den Horizont emporzittern, die Glocke unter dem Vorderdache des Herrenhauses zur Arbeit hinausruft in die brennenden Kaffee- und Zuckerpolder, oder in das glühende Südehaus. Seine ganze Freude und Hoffnung knüpft sich an die Wiederkehr dieses Abends, an dem er seine wilde afrikanische Lust austoben kann, an dem er Brasilien und seine Kaffee- und Zuckerpflanzungen, seinen Herrn und dessen Peitsche unter den Klängen nationaler Gesänge vergißt und wähnt, er tanze noch immer in trunkener Freude an den Ufern des geheimnißvollen Senegals oder auf der Küste von Angola.

Unter diesen schwarzen Halbmenschen leben nun die weißen Bewohner der Kolonie, die Pflanzer nach ihrer Nationalität, ihrer Sprache, ihrer Religion, je-der nach seiner Weise, unbekümmert um die Sitten und Gebräuche des andern. Herren über leibeigene Neger, weit entfernt von einer ohnmächtigen Regierung, gleichsam kleine unumschränkte Fürsten, die thun und lassen können was sie wollen. Unter sich leben sie in sehr freundschaftlicher geselliger Verbindung und es ist dies, mitten im Urwalde, fern von jeden menschlichen Verkehr, ein Wunder. Von Kunst, Gewerbe und Wissenschaft ist auf der Kolonie keine Rede; alles dreht sich hier um den Kaffeebau, auch von der Kolonie um die Zuckerzweige u. Kleidungsstücke und Mobilien, außerdem die seltenen Fälle ausgenommen, daß ein wandernder Schuhmacher, Schneider, Tischler den Pflanzer seine Dienste anbietet oder einige Neger in diesen Handarbeiten geschickt sind — und selbst in diesen Fällen ist die Arbeit darnach — aus Rio Janeiro kommen lassen. Es gibt keine Schule, keine Kirche; der Pflanzer, der seinen Kindern Unterricht ertheilen lassen will, muß sich entweder selbst einen Lehrer halten — (diese sind aber hier selten)

oder gemeinschaftlich mit andern Pflanzern lesen oder rechnen (das ist aber wieder in den meisten Fällen, wegen Verschiedenheit der Sprache und Religion nicht möglich). —

Nach den in Brasilien bestehenden Landesgesetzen soll nun zwar in den zu errichtenden Schulen der Unterricht ausschließlich in der portugiesischen Sprache ertheilt werden, allein es ist unsern jungen Lesern gewiß sofort einleuchtend, daß dem Franzosen, dem Deutschen, dem Engländer u. s. w., gewiß wenig, der sich dort angesiedelt hat, damit gebient sein würde, wenn man ihn zwingen wollte, seine Kinder der Sprache und somit auch den Sitten und Bräuchen seines Heimathlandes zu entfremden.

Das einzige zum gemeinsamen Nutzen Dienende, was sich im ganzen Bereiche der Kolonie findet, ist ein Begräbnißplatz, eine Einrichtung, deren freilich keine Ansiedelung von Menschen, keine Gemeinschaft derselben, sei sie auch noch so klein, entbehren kann. Die große Sterblichkeit, welche durch das ungesunde Klima verursacht wird, verschafft demselben einen reichen Zufluß von stummen Bewohnern. Wie Alles, was uns hier begegnet, höchst einfach und kunstlos,

liegt er, ziemlich fern von jeder Pflanzung, mitten im Walde, an einem durch denselben hindurchführenden Wege. Es ist ein viereckiges Stück Land, das man von seinen früheren Beherrschern, den Bäumen des Urwaldes, befreit und rings herum mit eingerammten Pfählen, gleich einer Festung mit Ballisaden, umgeben hat; den Eingang bildet ein aus Steinen aufgeführtes Thor mit einer hölzernen weißen Pforte. Bei seiner Errichtung ist dieser Begräbnißplatz von einem Priester katholischer Religion, der herrschenden des Landes, geweiht worden, allein da Priester hier eben so selten zu haben sind, wie andere Männer des Unterrichts und der Wissenschaft, so ist es nicht möglich, jedem einzelnen Todten die Wohlthat der kirchlichen Einsegnung zu Theil werden zu lassen; vielmehr findet hier gewöhnlich eine einzige allgemeine Einsegnung der Todten alljährlich statt, welche von dem Priester verrichtet wird, der im Laufe eines Jahres ein Mal aus der Stadt Vicosia nach der Kolonie kommt, um die kleinen Weltbürger, die unterdeß hier angekommen sind, zu taufen; denn auch diese, wie andere kirchlichen Verrichtungen, müssen, der Entfernung der Kolonie, von den Städten wegen, auf so lange Zeit

verschoben werden. Daß es unter solchen Umständen um den kirchlichen und religiösen Sinn der Bewohner eben nicht zum Besten stehen müsse, kann man sich leicht denken.

Das Innere dieses Begräbnißplatzes ist nicht minder einfach und kunstlos, wie seine äußere Umgebung; von Denkmälern und Grabsteinen, wie sie Liebe oder Brunsucht der Hinterlassenen bei uns den Verstorbenen errichtet, findet man hier keine Spur; höchstens gewahrt man hier und da auf dem einen oder dem andern der niedrigen Grabhügel ein einfaches Stück Holz aufgerichtet, mit dem Namen desjenigen bezeichnet, der darunter den eisernen Schlaf des Todes schlummert. Von einer kirchlichen oder polizeilichen Aufsicht über den Platz und die Einrichtungen auf demselben ist natürlich eben so wenig die Rede; jedem einzelnen Plantagenbesitzer liegt es ob, die auf seiner Pflanzung Verstorbenen beerdigen zu lassen, und es ist daher ganz natürlich, daß dieses Geschäft, wie alle einigermaßen mühseligen und verachteten, den Neger zu fällt. Diese Unglücklichen, wenigstens die Negerclaven, trifft auch im Tode noch die Härte und das Vorurtheil ihrer Mitmenschen. Während nämlich

die eine Hälfte des Begräbnißplatzes, welche von der andern durch einen schmalen Weg geschieden ist, dazu bestimmt ist, die im Leben frei gewesenen Leute aufzunehmen, dient die leptere ausschließlich den armen Sklaven zur lepten Ruhestätte, und während dem Weißen wenigstens die leptste Ehre zu Theil wird, in einen Sarg gelegt zu werden, macht man mit dem gestorbenen Neger weit weniger Umstände; man näht ihn in eine einfache Matte und übergibt seinen schwarzen Leichnam ohne weitere Ceremonie dem Schooße der Erde.

Ein Hauptübel der Kolonie sind die zahlreichen giftigen Schlangenarten; unter ihnen ist die gefährlichste die Surucucu Patioba, 2—3 Fuß lang, von der Dicke eines mäßigen Hals, aber fürchterlich giftig; man unterscheidet sie leicht von andern Schlangenarten an der herzförmigen Gestalt ihres Kopfes, und an dem sehr kurzen, dünnen Schwanze. Ihre Haut glänzt von den schönsten Farben, und wahrhaft wundervoll ist die Zeichnung zu nennen. Sehr zahlreich sind auch giftige Rattern, die man hier Jaracass nennt und welche namentlich das Durchwandern der Wälder sehr gefährlich machen, indem sie

ungereizt sich auf Menschen und Thiere losschnellen. So durchstrich ich einst in Begleitung eines Negers in der Kolonie einen einer Pflanzung nahen Wald; ein Hund, der einen Fazendeiro (so nennt man hier die Besitzer von Meiereien, Fazenda's) gehörte, war uns nachgelaufen und durchstrich nach Art dieser Thiere spürend das Dickicht. Plötzlich erhob das Thier ein entsetzliches Geheul und kehrte winselnd zu uns zurück, fiel aber auch zugleich ganz entkräftet zu unsern Füßen nieder. Ich bemerkte mit nicht geringer Verwunderung, mit welcher Schnelligkeit der Kopf des armen Thieres anschwell, bis er das Doppelte seiner natürlichen Größe erreicht hatte; fürchterliche Zuckungen bewegten seinen Körper und endlich floss helles Blut tropfenweise aus den Augen, der Nase und dem Maule. Dadurch gerieth ich bald auf die Vermuthung von der Ursache dieses Zufalls und der Neger gab mir durch Zeichen seinen Glauben, daß der Hund von einer Schlange gebissen worden sei, zu verstehen. Der gute Mensch hatte große Zuneigung zu dem ihm ebenfalls mit großer Anhänglichkeit ergebenen Thiere und gab mir darum den Wunsch zu erkennen, nach der Fazenda zurückzukehren, wo er leicht

Mittel finden würde, den Unfall zu heilen. Ich willfahrete ihm, ungerechnet, daß mich der schöne Hund jammerte, um so lieber, weil ich begierig war, das Heilmittel kennen zu lernen, und kehrte nun mit ihm, der den zuckenden Körper des halbtodten, schrecklich entstellten Thiers trug, nach der Fazenda zurück. Hier brachte nun der Neger einen Brei, den man zu diesem Zwecke vorrätbig zu haben scheint, herbei und flößte ihn dem Hunde ein; zugleich hing er diesem den Kopf eines Vogels an einer Schnur um den Hals. Der herbeigekommene Fazendeiro versicherte mir, daß dies das einzig untrügliche Mittel gegen den tödtlichen Biß der Jaracaca sei; es bestehe nämlich der Brei aus dem getrockneten und gepulverten Kopfe der Macuca, des brasilianischen Waldhuhnes, und auch der Kopf am Halße des Hundes gehöre diesem Vogel an.

In der That bemerkte ich zu nicht geringer Verwunderung, wie nach Anwendung dieses Mittels die Zuckungen des armen verwundeten Thieres fast augenblicklich nachließen; auch der Blutausfluß aus Auge, Nase und Maul hörte plötzlich auf; der Hund schien sich bis auf eine große Mattigkeit ziemlich wohl zu

befinden und war vollkommen ruhig. Auch die wahrhaft entseßliche Anschwellung des Kopfes hatte sich am nächsten Tage ziemlich ganz verloren und nach Verlauf einer Woche war das Thier, bis auf den Verlust des rechten Auges, vollkommen wieder hergestellt.

Ganz ähnlich sind die schrecklichen Zufälle, welche den Menschen betreffen, der das Unglück, von einer solchen Schlange gebissen zu werden. Zuerst ist es eine namenlose Angst und Beklemmung, welche sich des Unglücklichen bemächtigt; der Puls schlägt fast unerhört schnell, ist aber dabei kaum fühlbar; dann stellen sich entseßliche Zuckungen über den ganzen Körper ein; und endlich fließt das Blut tropfenweise aus den Poren der Haut, den Haarzwiebeln, den Augenlidern, der Nase, sogar unter den Nägeln der Finger und der Fußzehen hervor und gar bald ist dann das Leben aus dem durch das fürchterliche Gift völlig zerstörten Körper entflohen.

Unter allen Klassen der Bevölkerung, der weißen sowohl als der farbigen, herrscht in Bezug auf den Schlangenbiß und die Mittel, die man außerdem noch gegen denselben anwendet, gar mancher sonderbare Glaube und Aberglaube. Gelingt es z. B. dem von

einer Schlange Gebissenen, die Schlange selbst zu fassen, so bleibt er, so lange er dieselbe in der Hand hält, frei von Zuckungen, welche sich aber sogleich einstellen, sobald er die Schlange wegwirft. Sodann, wenn ein solcher einer gesegneten Frau begegnet, wird er augenblicklich von Zuckungen befallen, die von den furchterlichsten Schmerzen begleitet sind; darum gehen diese Personen — man kann freilich nicht sagen, ob aus Furcht und Abscheu, oder aus menschenfreundlicher Absicht — einem von einer Schlange Gebissenen sorgfältig aus dem Wege, und es wird auch durchaus nicht gestattet, daß jene sich demselben nahen, bevor er gänzlich wieder hergestellt ist. Die Aussagen vieler glaubwürdigen Reisenden stimmen mit dieser Beobachtung, die ich auch zu beobachten Gelegenheit hatte, vollkommen überein, so daß man keinen Grund hat, an dieser wunderbaren Erscheinung zu zweifeln.

Sonst kennen die Brasilianer kein Mittel gegen Schlangenbisse, auf welches sie unbedingtes Vertrauen setzen; denn sie wenden sich sehr häufig, wenn ihre eignen abergläubischen Heilarten nicht anschlagen wollen, an europäische Aerzte, wenn der Zufall einen solchen zu ihnen führt. Gewöhnlich wird nach einem

Unfälle solcher Art der Kranke der Behandlung eines sogenannten Curadors übergeben, der seine Heilmittel mit vielen geheimnißvollen Ceremonien anzuwenden pflegt. Zuerst saugt er die Wunde aus, und dies ist jedenfalls sehr zweckmäßig, ohne daß es dabei dem Curador irgend einen Schaden thut. Denn bekanntlich sind viele, sowohl animalische, als vegetabilische und mineralische Gifte dem menschlichen Körper nur dann verderblich, wenn sie unmittelbar dem Blute beigemischt werden, während andere ihre zerstörende Wirkung auch auf den Magen und andere Organe des Körpers äußern.

So erzählt uns die Geschichte einen hochherzigen Zug von Kaiser Karl V. Als nämlich dieser berühmte Fürst einst im Walde jagte, ward an seiner Seite sein Liebling, ein junger spanischer Ritter, von dem vergifteten Pfeile eines Meuchelmörders, der dem Leben des Kaisers galt, getroffen und sank vom Pferde. Karl erkannte alsbald die Gefahr, warf sich über den Gefallenen her, nestelte ihm das Wamms auf und saugte ihm das Blut aus der Wunde. Weitere ärztliche Hilfe stellte den Verwundeten bald wieder her und nach der Aussage der damaligen Heilkünstler hatte

er nur dem schnellen Entschlusse des edeln Kaisers das Leben zu verdanken, dem übrigen davon nicht das geringste Leid wiederfuhr. — Nach der Ausfangung der Wunde bringt man den Kranken in ein finstres Gemach, verwahrt ihn sorgfältig gegen Luftzug und flößt ihm dann eine Abkochung von Schlangenzurz — einer dem Baldrian ähnlichen Wurzel — ein, indem man zugleich Umschläge, mit dieser Abkochung befeuchtet, auf die Wunde legt. Ueberhaupt herrscht bei dem Volke die Meinung, daß jede Pflanze, welche sich durch einen starken Moschusgeruch auszeichnet, wie ihn die meisten giftigen Schlangen haben, auch ein unfehlbares Mittel gegen die Bisse der letzteren sei.

Seltzam ist eine Heilart, die man in andern Gegenden Brasiliens findet; sie besteht darin, daß man dem Kranken so viel Rum gibt, bis er völlig betrunken ist und man behauptet, daß dies häufig den besten Erfolg habe. Das wunderbarste Verfahren aber, das mir jemals vorgekommen, ist unstreitig folgendes: Man schreibt auf einen Zettel den lateinischen Zauberspruch:

S A T O R
A R E P O
T E N E T
O P E R A
R O T A S

schneidet hierauf jede Zeile in einem besonderen Papierstreifen ab, rollt dann diese, wie Pöllen, zusammen und reicht sie, so schnell als möglich, dem gebissenen Menschen oder Thiere. Der Fazendeiro, welcher mir dieses Heilmittel mittheilte, versicherte mir mit der aufrichtigsten Miene von der Welt, daß er an die Unfehlbarkeit desselben vollkommen glaube; erst vor Kurzem war, seiner Erzählung zufolge — deren Wahrhaftigkeit wir freilich dahin gestellt sein lassen müssen — einer seiner Ochsen von einer Sararaca in's Bein gebissen worden; doch da er augenblicklich sein Heilmittel gebraucht, so sei das Thier alsbald wieder so gesund gewesen wie die andern.

Auf meinen spätern Reisen in Brasilien bin ich häufig mit Leuten zusammen gekommen, die von heftigen Schlangenbissen wieder genesen waren, aber fast alle befanden sich in sehr hinfälligem Zustande und klagten besonders über die schmerzhaften Geschwüre, mit denen ihre Glieder bedeckt waren.

Im Allgemeinen greifen die Schlangen den Menschen nicht an, sondern werden diesen nur durch ihren Biß gefährlich, wenn sie gereizt oder unvorsichtiger Weise getreten oder berührt werden; doch sagt man von der bereits erwähnten Surucucu, daß sie Menschen und größere Thiere angreife und sogar verfolge, indem sie sich hoch emporrichtend, mit einem weiten Sprunge auf sie losschnelle. Man kann sich ihrer aber leicht erwehren und sie unschädlich machen; dazu genügt der kleinste Stoß, ein Schlag mit demselben, den man nur mit Sicherheit auf den Rücken des Thieres führen muß, indem dadurch die nur locker an einander befestigten Rückenwirbel der Schlange sich ausrenken und dadurch derselben die Fähigkeit benommen wird, sich aufzurichten und zu springen.

Es ist dann eine kleine Mühe, das Thier vollends zu tödten.

Die Indianer und Neger nehmen es, nur mit einem leichten Rohre bewaffnet, fed mit den größten Schlangen auf, und wahrhaft erstaunlich ist die Ruhe und Kaltblütigkeit, mit welcher sie ein immerhin so gefährliches Wagstück bestehen. Gar oft habe ich, wenn ich des Abends von einer Fazenda aus einen

Spaziergang nach dem nahen Walde unternahm, die eigenthümlichen Laute der Schlangen vernommen, welches sie namentlich zu jener Tageszeit von sich hören lassen, indem sie umherkriechend ihrer Beute nachstellen. Diese Laute bestehen in einzelnen flötenden oder pfeifenden Tönen, die dann in gleicher Weise von andern Schlangen wiederholt und beantwortet werden. Es liegt etwas so Unheimliches in diesen Tönen der Schlangen, daß derjenige, der sie einmal gehört, sie leicht von ähnlich klingenden anderer Thiere unterscheiden kann. Häufig halten sich die Schlangen paarweise in geringer Entfernung von einander auf, und es kommt nicht selten vor, daß man an der Stelle, an welcher eine Schlange getödtet und dann vergraben worden ist, nach einem oder mehreren Tagen die Gefährtin derselben antrifft. Da hier einmal überhaupt von Schlangen, der hauptsächlichsten thierischen Plage jenes Landes die Rede ist, so theile ich meinen jungen geneigten Lesern zugleich noch das mit, was ich in andern Gegenden Brasiliens über diese Thiere zu erfahren Gelegenheit gehabt habe. In einigen Provinzen, besonders in sumpfigen Gegenden findet man auch die Riesenschlange, *Boa Constrictor*, un-

streitig eines der fürchterlichsten Ungeheuer, obschon sie die Größe der afrikanischen nicht erreicht. Demungeachtet wird sie hier zuweilen gegen 40 Fuß lang und ich selbst hatte Gelegenheit, in der Nähe der Stadt Natiribade eine solche zu sehen, welche 37 Fuß in der Länge maß. Sie hing an einem Baume, der sich mit in einander geschlungenen Aesten über das Bett eines Flusses wiegte, war zwar todt, hatte sich aber offenbar lebendig von der letzten Fluth herabtreiben lassen, war zwischen den verschlungenen Aesten hängen geblieben und hatten nicht die Kraft gehabt, sich aus den Aesten los zu winden. Es bedurfte der Kräfte zweier Pferde, um sie auf's freie Land zu ziehen. Als man sie öffnete, kamen die zum Theil zerbrochenen Knochen und das halb verdaute Fleisch eines Pferdes zum Vorschein, während die Kopfknochen sich unverletzt vorfanden. Hieraus konnte man schließen, daß die Schlange das Pferd vollständig verzehrt haben mußte, welches keinesweges unwahrscheinlich ist, wenn man bedenkt, welche erstaunliche Fähigkeit alle Schlangenarten im Verschlingen besitzen. Ich selbst habe häufig gesehen, wie eine Schlange, die nicht dicker war als mein Daumen, einen Frosch, ziemlich von der Größe mei-

ner Faust verschlang, und ich tödtete einst eine Klapperschlange von 4 Fuß Länge und unbedeutender Stärke, die nicht weniger als drei große Frösche verschlungen hatte, deren einer ihren Leib zweimal so dick machte als die übrigen Theile; er war noch am Leben und hüpfte davon, als er befreit wurde. Eine sehr dünne Schlange, die man in Brasilien häufig auf den Dächern der Häuser findet, verschlingt nicht selten Fledermäuse, die drei Mal so dick sind als sie selber; man darf sich daher nicht wundern, daß eine so gewaltige Schlange wie die eben beschriebene ein so großes Thier verschlingen konnte, besonders wenn man weiß, daß sie dem Thiere, indem sie es umschlingt, zuvor die Knochen zerbricht und es dann mit dem schlüpfrigen Schleime benetzt, den sie in ihrem Rachen birgt.

Diese Art zu reisen ist in der Kolonie Leopoldina sehr einfach, aber mit nicht geringen Beschwerden verbunden; man bedient sich nämlich dazu auf dem Lande der Pferde, auf den Flüssen der indianischen Canots; denn auf der einen Seite ist der völlig ungebahnten Wege halber, das Fahren unmöglich, und die überaus lästige Hitze gestattet es auf der andern dem

Fußwanderer nicht, größere Reisen zu unternehmen. Um schnell vorwärts zu kommen, bedient man sich namentlich des Reitens; um auch den kleinsten Weg, den man bei uns kaum für einen Spaziergang halten würde, zurückzulegen, muß das Pferd gesattelt werden. Diese Thiere durchjagen in flüchtiger Eile und mit großer Sicherheit die großentheils mit Löchern, Baumwurzeln und Sümpfen reichlich ausgestatteten Waldwege. An eine eigentliche Kunst im Reiten ist natürlich dabei gar nicht zu denken; es gilt nur, sich auf dem nur scharfem Gebiß und schwerem Sporn gehorchenden Pferde festzuhalten und im vollen Lauf den über den Weg hängenden Zweigen und Schlinggewächsen geschickt auszuweichen. Vergeblich sieht man sich hier nach einer Brücke oder Fährre um, welche über den oft außerordentlich reißenden Fluß führe; die einzige Art, darüber hinwegzukommen, ist, daß man sich eines kleinen indianischen Canots bedient, welches von Negern gerubert wird. Das Pferd muß vorher abgesselt werden und, am Zügel geführt, neben her schwimmen. Oft, besonders in der Regenzeit, die bekanntlich hier die Stelle des Winters vertritt, ist es durchaus unmöglich, die überschwemmten Niederungen.

und den reißenden Strom mit einem Pferde zu überschreiten, und nur mit großer Anstrengung wird das Canot über diese Hindernisse hinweggebracht. Nicht selten ereignet es sich, daß bei einem Ritte von einer Pflanzung zur andern der Weg durch einen erst vor wenig Stunden umgestürzten Baum, der mit seinen vielzweigigen Aesten eine große Strecke umher bedeckt, gesperrt wird, so daß man sich genöthigt sieht, nahe vor dem Ziele umzukehren und den Besitzer der nächsten Pflanzung zu bitten, einige Negerclaven zur Begräumung dieses Hindernisses mitzusenden; denn es ist, wie wir uns aus der Beschreibung der hiesigen Wälder erinnern, schlechterdings unmöglich, einen Seitenweg durch diese hindurch zu suchen. Noch schlimmer aber sind alle diese Mühen und Beschwerden, wenn man eine solche Reise des Nachts zu unternehmen genöthigt ist; das scheue, auf das kleinste Geräusch ängstlich horchende Pferd stutzt dann jeden Augenblick, vor jedem aufspringenden kleinen Thiere erschrickt es und ist oft, trotz Sporn und Peitsche nicht von der Stelle zu bringen; da weiß man dann in der Dunkelheit sich oft nicht zu rathen, und das einzige Mittel, welches man, um fortzukommen, anwenden

muß, besteht darin, daß man absteigt und untersucht, ob etwa ein Baumstamm im Wege liegt, oder ein Wasserpfuhl, der sich zufällig auf dem Wege gesammelt hat, das Pferd störrig macht, was, der häufigen Schlangen wegen, immer mit nicht geringer Gefahr verbunden ist.

Auf einem unserer Ausflüge von der Pflanzung des Freundes meines Reisegefährten nach den höheren Gebirgsgegenden waren wir eines Abends im Begriff nach der Fazenda zurückzukehren, als ein grunzendes Geschrei am Rande eines zwar kleinen aber sehr tiefen und reißenden Flusses, von welchem in geringer Entfernung der Weg aus führte, unsere Aufmerksamkeit erregte. Wir setzten unsere Gewehre in Bereitschaft, um den muthmaßlichen Feind gehörig zu empfangen, und sogleich uns vorsichtig nach dem Flußufer hin. Da gewahrten wir denn im Scheine des Mondes, wie am jenseitigen Flußufer zwei Thiere, größer als irgend eines, welches man in Brasilien findet, einander mit einem Gebrüll zu Leibe gingen, welches mit dem grunzenden Geschrei der wilden Schweine Aehnlichkeit hatte. Mein Reisegefährte, der schon weit genauer bekannt mit den wilden thie-

rischen Bewohnern dieser Gegenden war, belehrte mich schnell mit leisem Flüstern über diese Erscheinung. Es waren Tapire und nun erinnerte ich mich alsbald aus meinem naturgeschichtlichen Unterrichte dieser Thiergattung. Die beiden Kämpfer griffen sich gegenseitig mit großer Hefigkeit an, indem sie einander mit der langen Schnauze, die mit fürchterlichen Zähnen besetzt ist, am Halse zu packen suchten. Ein leises Räuspern, welches meinem Reisegefährten ganz gegen seinen Willen entfuhr, machte die Thiere plötzlich stutzen und wir gewahrten aus dem Verstecke, den wir, hinter einigen dichten Sträuchern, hart am Rande des Flusses genommen hatten, deutlich, wie sie Auge und Ohren dem Orte zuwendeten, woher das Geräusch zu ihnen gedrungen war. Noch ehe sie aber Anstalt zur Flucht trafen, entlud sich das Gewehr des Engländers, fast im gleichen Augenblicke sahen wir die beiden Tapire in das Wasser plumpen und in demselben verschwinden, ohne daß wir sie wieder zu Gesicht bekamen und erfahren konnten, ob eines von ihnen verwundet oder getödtet worden war oder nicht. Bekanntlich ist der Tapir das größte vierfüßige Thier in Brasilien und bildet mit mehre-

ren andern, dem Elephant, dem Nashorn und dem Nilpferde eine eigene Ordnung, die der plumpen Säugethiere. Er erreicht die Größe eines mäßigen Pferdes, hat aber weit kürzere Beine und einen fast unförmlich dicken Körper. Nichts desto weniger kann er aber sehr schnell laufen, und um seinen eifrigen Verfolgern, den Jägern, desto leichter zu entinnen, hat ihn die Natur mit äußerst scharfen Sinnen versehen. Wie die übrigen genannten Thiere dieser Ordnung wählte er seinen Aufenthalt vorzüglich an schlammigen waldbedeckten Flußufern, wälzt sich, gleich dem Schweine, mit welchem er in der Form seines Rüssels die meiste Aehnlichkeit hat, gern im Schlamme und ist außerdem nicht allein ein äußerst geschickter Schwimmer, sondern kann auch große Strecken lang auf dem Boden der Flüsse fortgehen, ohne daß er vom Athemholen daran behindert wird. Sein Fell wird sehr geschätzt und die Botocuben verfertigen sich daraus sowohl ihre Kleider, als auch allerhand andere Geräthschaften, genießen auch wohl sein Fleisch, welches jedoch, als sehr hart und zähe, von den weißen Bewohnern Brasiliens verschmäht wird. Wir hatten eben jetzt eine tüchtige Probe von der Fähigkeit die-

ser Thiere, ihren Verfolgern zu entrinnen, erhalten und kehrten ohne eine andere Ausbeute unseres Ausfluges, als viele in der That köstliche Pflanzen, nachder Fazenda unseres gastfreien Wirthes zurück.

5.

Die Reise in das Orgelgebirge. —**Nochmals der Urwald.**

Nach mehreren genußreichen Wochen, die wir in der Kolonie Leopoldina zugebracht hatten, beschloß endlich mein freundlicher Gönner, nach Rio Janeiro zurückzukehren, um von da aus die längst beabsichtigte Reise in das Orgelgebirge zu unternehmen. Zum zweiten Male genoß ich jetzt den herrlichen Anblick dieser durch ihre Lage und Umgebungen unvergleichlich zu nennenden Stadt und abermals gestand

ich mir mit Entzücken, daß mein Auge noch nie etwas Aehnliches geschaut habe.

Nördlich von Rio Janeiro, in einer Entfernung von ungefähr 12 deutschen Meilen, erhebt sich das Orgelgebirge, welches zu einer Gebirgskette gehört, welches Südamerika in einer Länge von fast 250 deutschen Meilen durchzieht. Den Namen hat jenes Gebirge von der Form seiner allmählig über einander emporsteigenden Gipfel, welche mit den Pfeifen einer Orgel einige Aehnlichkeit haben, erhalten. Einige Jahre vorher hatte ein Engländer in den unteren Gebirgsgegenden eine große Meierei für Pferde- und Maulthierzucht, und einen großen Garten angelegt, aus welchem Rio Janeiro mit vorzüglichen Küchen- gewächsen versehen wird. Mit diesem, als einem Landsmanne, hatte mein neuer Gönner schon früher vertraute Bekanntschaft gemacht und eine Einladung von ihm erhalten, ihn in seiner Meierei zu besuchen. Dahin ging also unsere nächste Reise. Außer einigen Regern bestand unsere Reisegesellschaft aus dem Jäger und zwei Dienern des Engländers und es war Mittag, als wir die Stadt verließen und uns auf einem Boote einschifften, deren man sich zu Lustfahrten

nach den Inseln und den andern Ufern der Bai, welche den herrlichen Hafen der brasilianischen Hauptstadt bildet, bedient. Diese Fahrzeuge nennt man *Falua's*; sie sind mit sechs Ruderern und einem Steuermanne bemannt und mit zwei Masten versehen, die beide ein großes Segel tragen; das Hintertheil ist überdeckt und gegen die große Hitze durch Vorhänge geschützt. Die Rudermannschaft bestand aus Negern, welche einen außerordentlich kräftigen Körperbau zeigten; bei jedem Ruderschlage erhoben sie sich und begleiteten ihre Bewegungen mit einem melancholischen Gesange.

Der Tag, den wir zu unserer Reise gewählt, war wahrhaft entzückend zu nennen; die Sonne stand glänzend an dem wolkenlosen Himmel und ein frischer Seewind mäßigte den Brand des Tagesgestirnes auf eine liebliche Weise. Wir fuhren dicht an der Insel *Iha de Goverador* vorüber, die sich acht Meilen lang in den Bai erstreckt, aber verhältnißmäßig sehr schmal und der sumpfigen Beschaffenheit ihres Bodens halber nur sehr spärlich bewohnt ist. Nach wenigen Stunden hatten wir den Landungsplatz *Piedade* erreicht, wo uns auf die Veranstaltung des englischen

Meiereibesitzer Maulthiere erwarteten, auf welchen wir die Reise nach dem Gebirge fortsetzen sollten, und kamen bald darauf nach der kleinen Stadt Magé, die sehr anmuthig an den Ufern eines der vielen kleinen im Orgelgebirge entspringenden Flüsse liegt. Von hier aus war das Ziel unserer ersten Tagereise ein kleines Dorf Frechal, wo wir zu übernachten gedachten. Der Weg war hier zwar noch eben, wand sich aber um viele niedrige mit Mandioca Pflanzungen bedeckte Hügel. Wir begegneten mehreren Zügen von Maulthieren, die mit allerhand Erzeugnissen beladen aus dem Innern des Landes kamen, und sahen mit nicht geringem Erstaunen, wie viel Thiere hier erforderlich waren, um eine Ladung zu tragen, die in Europa kaum für ein einziges eine hinlängliche Last sein würde, indem jedes dieser Thiere kaum eine Last von 200 Pfund trug, womit sie überdies täglich nicht mehr als 2—3 Meilen zurückzulegen brauchen. Da nun das Ziel der Reise nicht selten 400 deutsche Meilen, von der Küste bis ins tiefste Innere des Landes, entfernt ist, so können wir uns leicht die lange Dauer eines solchen Zuges vorstellen. Die Ladungen waren übrigens mit trocknen Och-

senhäuten bedeckt, um sie gegen das Wetter zu schützen.

Raum graute am andern Morgen der Tag — bekanntlich ist in diesen Breitengraden der Uebergang von der Nacht zum Tage weit schneller und die Dämmerung viel kürzer als in unsern Gegenden — so hatten wir schon unsere Maulthiere wieder bestiegen, und als die Sonne in ihrer vollen Pracht hervorglänzte, befanden wir uns schon am Fuße des Gebirges. Der Weg ward um so mühsam und steil, daß ihn die Maulthiere nur mit großer Anstrengung erklimmen konnten. Mir, der ich eben nicht daran gewöhnt war, auf solchen Wegen, die eher dem Bette eines Bergstromes als einem Pfade für Lastthiere glichen, zu reisen, kam es gar oft vor, als müßten wir an einer Stelle, die ich von weitem erblickte, wieder umkehren, allein gar bald bemerkte ich, mit welcher fast wunderbaren Sicherheit die Maulthiere, wenn auch langsam, über die schwierigsten Stellen hinwegkommen, besonders wenn man sie ganz sich selbst überläßt.

Abermals betrat ich nun den Urwald und abermals mußte ich bekennen, wie wenig man im Stande ist, von der Pracht desselben, sich einen Begriff zu

machen, wenn man ihn nicht gesehen hat und in seine geheimen Tiefen eingedrungen ist. In unsern Gegenden bestehen die Wälder meist aus Bäumen einer und derselben Gattung, in diesem Himmelsstriche dagegen ist es eine Seltenheit, daß man zwei Bäume von einerlei Gattung neben einander sieht; so groß ist die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Arten. Viele dieser Bäume sind von ungeheurer Größe und ihre Stämme und Zweige mit Millionen jener Pflanzen bedeckt, die man Schmarozerpflanzen nennt, die ihre Nahrung aus dem Saft der Rinde und aus den erdigen Bestandtheilen abgestorbener Moose ziehen. Um viele Bäume winden sich sogenannte Kletterpflanzen, deren Stengel häufig dicker sind, als die Stämme, die sie umschlungen halten. Dies ist besonders bei einer Art der wilden Feige der Fall. Sie läuft an dem Baum hinauf, an welchen sie sich angeschlossen hat, und streckt alle 10 Fuß auf jeder Seite eine dicke Ranke aus, die sich fest um den nächsten Stamm schlingt. Da beide Bäume mit der Zeit an Größe zunehmen, so wird der Druck, den die Kletterpflanze auf den umgeschlungenen Stamm ausübt, endlich so groß, daß diesem endlich, indem ihm

Licht und Wärme gebrochen, aller Nahrungsstoff entzogen wird und er allmählig abstirbt. Sehr schöne Bäume bilden die verschiedenen Lorbeergergattungen; sie blühen in den Monaten April und Mai, wo sie die Luft mit dem äußerst lieblichen Wohlgeruch ihrer kleinen weißen Blüthen erfüllen. Ein überraschendes Ansehen gewähren die großen Cassien, wenn sie in der Blüthe stehen, und da damit die Blüthenzeit vieler andern großen Bäume zusammentrifft, so bilden zu dieser Zeit die Wälder fast nur eine einzige Masse von gelb und purpurrothen Riesenteppichen und Umhängen. Mitten unter diesen Bäumen erheben sich die fleischfarbigen Blumen des Seidenwollenbaumes mit ihrem dornenbedeckten Stamme, der sich bis zu einer Höhe von 30 oder 40 Fuß erhebt, 5 bis 8 Fuß im Umfange hat, aber ohne alle Zweige ist. Der Gipfel dieses Baumes bildet dann eine Krone in Form einer Halbkugel, welche mit ihren tausend schönen, großen rosenfarbigen Blüthen im Gegensatz zu dem Grün, Gelb und Purpurroth der übrigen Bäume einen herrlichen Anblick gewährt. Die Stengel der sich um die Stämme der Bäume windenden Schlingpflanzen nehmen häufig eine eigenthümliche Gestalt an.

Mehrere derselben sind oft zusammengedreht und hängen wie große Seile von den Zweigen der Bäume herab, andere wieder sind flach und zusammengebrückt wie Bänder.

Wir wurden in der Meierei des Engländers mit großer Gastfreundlichkeit aufgenommen und kamen eben zu einem Feste, welches der wohlwollende und menschenfreundliche Pflanzer seinen Slaven gab. Dieses Fest bestand wie gewöhnlich in den eigenthümlichen Tänzen der Neger, von welchen wir schon oben eine ausführliche Beschreibung gelesen haben. Die nächste Zeit unseres Aufenthaltes auf dieser Meierei, die schon 2000 Fuß über dem Meere liegt, wendeten wir nun dazu an, die näheren Umgebungen kennen zu lernen. Wir machten daher Tag für Tag kleine Ausflüge auf die nahegelegenen Pflanzungen, durchstrichen dabei aber auch die angrenzenden Urwälder und kehrten jedesmal mit reicher Ausbeute an gesammelten Pflanzen nach der Meierei zurück.

Das Hauptziel unserer gegenwärtigen Reise aber war das Gebirge, und zwar um so mehr, als noch keiner von den diese Gegenden besuchenden Reisenden in die höhere Gebirgsregion gekommen war und die dor-

tige Pflanzenwelt eine reiche Ausbeute für unsere Sammlungen versprach. Unsere Reisegesellschaft ward jetzt um einen alten Creolen vermehrt, der uns als Wegweiser dienen sollte; ungeachtet seines schon vorgerückten Alters war dies einer der behendesten Menschen, die ich je gekannt habe, von Kindheit vertraut mit den Wäldern, ihren Mühen und Gefahren und im höchsten Grade unerschrocken. Einen neuen und recht angenehmen Zuwachs erhielt unsere Reisegesellschaft durch einen englischen Schiffskapitain, Namens Johnson, der von unserem Vorhaben gehört hatte, und weil eben sein Schiff im Hafen von Rio Janeiro auf Ladung wartete, worüber noch mehrere Wochen vergehen konnten, beschloß er, um die müßige Zeit zu benützen, das Innere des Landes einigermaßen kennen zu lernen.

Er war ein sehr unterrichteter und erfahrener Mann, sein Umgang eben so belehrend als durch die trefflichen Eigenschaften seines Herzens angenehm. Ihn begleitete ein Jüngling von ungefähr 18 Jahren, der Sohn seiner Schwester, der dem Oheim mit unbegrenzter Liebe und Ehrfurcht ergeben war.

Wir gelangten eine Stunde hinter der Meierei in den Wald und unser Weg führte für diesen Tag fast

grade nach Westen; eine Strecke weit war derselbe ziemlich gebahnt, weil einige Jahre vorher ein Engländer diese Reise unternommen hatte, allein während dieser Zeit war das Bambus und andere Gesträuche wieder so schnell und üppig emporgewachsen, daß unser Fortkommen so beschwerlich war, als wäre hier nie ein Pfad gewesen. Da einer von den Negern vorausgehen mußte, um den Weg zu bahnen, so ging natürlich unsere Reise nur sehr langsam vorwärts; ich hatte dabei hinlänglich Zeit, mehrere Bambus zu messen, und fand, daß sie nicht weniger als 6 Zoll im Durchmesser hatten; ihre Höhe betrug gewiß gegen 100 Fuß. Etwa eine Meile weit führte unser Weg fast immer an einem kleinen Flusse hin, an dessen Ufer einige sehr große Lorbeerbäume standen, die eben in der schönsten Blüthe waren; mit jedem Schritte traten wir hübsche krautartige Farnen und schönblumige Begonien nieder; die Stämme der großen Bäume waren mit den buntfarbigsten Schlingpflanzen bedeckt, und hier und da hing von einem Felsen oder von einem hohen Baume ein mit Hunderten ihrer schönen rosenrothen Blüthen geschmückten Gattung des Cactus herab, während der Gipfel eines etwa 500 Fuß ho-

hen Berges, an dessen Fuße unser Weg vorüberführte, im eigentlichen Sinne mit den buntfarbigsten in der schönsten Blüthe stehenden Orchideen ganz bedeckt war. Am späten Nachmittage endlich erreichten wir eine Stelle an einem kleinen Flusse, wo wir unser erstes Nachtlager aufzuschlagen gedachten, und die Regerschiedten sich auch sogleich an, Holz zum Feuer zu fällen, an welchem unsere Abendmahlzeit bereitet werden sollte, während wir, d. h. die Weißen unserer Gesellschaft, noch eine Wanderung am Ufer hinauf unternahmen. Wir befanden uns jetzt in einer Höhe von ungefähr 4500 Fuß und fanden hier manche seltene Pflanze, die den unteren Regionen gänzlich fremd ist. Es war dies zugleich eines der lieblichsten Plätzchen, die ich je gefunden habe. Der Fluß fällt in einer Breite von 10 Fuß über drei dicht aufeinander folgende mit Moos bedeckte Granitsimse, von denen jeder ungefähr 8 Fuß hoch ist, rauschend herab; längs dem Flusse am Boden dieses lieblichen Wasserfalles stehen mehrere Bäume, an deren Zweigen lange mit prächtig rothen Blumen beladene Schlingpflanzen-Ranken hängen; neben dem Falle glänzen die Büsche der großblumigen *Pleroma* und die breite,

dickeblättrige Esterhagya, deren große weiße Blüthen die Luft mit lieblichem Wohlgeruche erfüllen. Kurz, gibt es irgend ein Plätzchen auf der Erde, wo ich nach vollbrachter Arbeit des Tages ruhen und träumen möchte, so wäre es dieses. Verloren in den lieblichen Genuß achteten wir kaum darauf, daß es um uns zu dämmern begann, bis ein dichter Rauch, der durch die Bäume sich daher wälzte, uns aus unsern Träumen weckte und uns mahnte, nach dem gewählten Lagerplatze zurückzukehren. Wir fanden die Keger noch mit der Zubereitung unserer Abendmahlzeit beschäftigt und ich konnte mich nicht genug über die Beschaffenheit ihrer Kochgeschirre wundern; dieselben bestehen nämlich aus Bambus und schienen gleichwohl ziemlich feuerfest zu sein; wenigstens habe ich nicht bemerkt, daß eins derselben, obschon sie ziemlich dicht über dem Feuer standen, durch dieses gelitten hätte, so lange sich Wasser darin befand. Da der Abend außerordentlich lieblich war, so hielten wir, als die Keger Anstalt dazu machen wollten, die Errichtung einer Hütte für unnöthig und zogen es vor, in unfre Mäntel gehüllt, auf einigen Palmbältern die Nacht zuzubringen.

Neugestärkt erwachten wir fast gleichzeitig, als mit dem Anbruche des Tages die plaudernde Stimme des Mattao und das melodische Rufen des Bergpfeifers durch den Wald erschallte, und rüsteten uns nun zur Fortsetzung unserer Reise, die jetzt mit jedem Schritte mühseliger zu werden versprach; denn bis hierher war der Weg nur allmählig emporgestiegen, jetzt aber hatten wir die eigentliche Ansteigung der Gipfel vor uns. Darum ließen wir auch an dem Lagerplatze Alles zurück, was wir einigermaßen entbehren konnten, gingen nun da, wo wir am verflossenen Abende so liebliche Augenblicke genossen hatten, vorüber und stiegen längs dem Flußbette einen sanft sich neigenden mächtigen Granitfelsen hinan. Hier und da war dies freilich ziemlich beschwerlich, indem wir bisweilen auf Händen und Füßen kriechen mußten, allein bald erreichten wir einen großen Waldraum, der, obschon er sich noch ziemlich stark neigte, im Verhältnisse zu diesem Wege fast eben zu nennen war, bis wir wiederum einen ähnlichen solchen erklimmen mußten und dann abermals in einen Wald gelangten. Wir würden nicht wenig Mühe gehabt haben, durch das dichte Unterholz hindurch zu kommen,

wenn nicht zahlreiche Fährten von Thieren, die, den Fußstapfen zufolge, den Tapiren angehörten, uns trefflich vorgearbeitet hätten; wir brauchten jetzt nur die oberen Zweige abzuhaueu, um uns einen guten Weg zu bahnen. An verschiedenen Stellen gewahrten wir, daß der Bach eine größere Breite hatte, welche durch Aufwühlen des Ufers entstanden sein mußte; solche Rachen waren, wie wir leicht aus den dahin führenden Pfaden schließen konnten, ebenfalls von den Tapiren gebildet worden, welche sich, wie wir schon gesehen haben, vorzüglich gern an den Flußufern im Schlamme baden, um sich abzukühlen. Ueberhaupt schien hier so recht eigentlich die Heimath dieser Thiere zu sein, wo sie sich ungestört von den verfolgenden Jägern, die rastlos die tieferen Wälder nach ihnen durchstreifen, ihrem Treiben überlassen können.

Die Höhe, bis zu welcher wir jetzt gelangt waren, mochte ungefähr 6000 Fuß betragen, und wir begannen nun die Ersteigung eines steilen, größtentheils mit niedrigem Strauchwerk bedeckten Abhanges. Obgleich es auch hier von den Tapiren gebahnte Pfade genug gab, so ging es doch der Steilheit des Weges wegen, nur langsam vorwärts, bis wir endlich auf

einen Punkt gelangten, dessen plötzlich geöffnete Aussicht uns alle nicht wenig überraschte. Weithin nach Westen schauten wir über eine endlose Masse kegelförmiger Berge, unter denen jedoch nur ein einziger eine ansehnliche Höhe erreichte. Wir befanden uns auf der Spitze eines der vielen Gipfel, welche die obere Kette des Orgelgebirges bilden; ungefähr eine Stunde weiter erhob sich ein anderer Gipfel, der den Punkt, auf welchem wir uns befanden, noch um 3—400 Fuß überragte; diesen gedachten wir anfangs noch an demselben Tage zu ersteigen, allein es war schon ziemlich später Nachmittag und wir daher, da der Weg durch die tiefe Schlucht, welche beide Gipfel von einander trennte, eben nicht schnell zurückgelegt werden konnte, genöthigt, zu diesem Unternehmen den folgenden Tag zu erwarten. Die Berghöhe, auf welcher wir jetzt standen, war ein wahres Blumengärtchen zu nennen; über das nackte Gestein wand sich in voller Blüthe die liebliche Fuchsia, in seinen Spalten wuchs eine schöne Amaryllis und auf allen Seiten prangten zahlreiche Blumensträucher. Außerst erquicklich war die Kühle der Luft, die hier oben herrschte, und eine Ruhe verbreitete sich über die ganze Umge-

bung, die fast einer höheren Welt anzugehören schien. Kein Laut ließ sich vernehmen, und einige kleine Vögel waren die einzigen Thiere, die wir sahen; sie waren des Anblicks der Menschen so ungewohnt, daß sie nicht die geringste Furcht zeigten und uns ganz nahe herankommen ließen, ehe sie aufflogen, um sich in nur geringer Entfernung sogleich wieder nieder zu setzen. Der Lieblichkeit dieses Places wegen, gedachten wir für die nächste Nacht hier unser Lager aufzuschlagen, allein die Neger machten dagegen Einwendungen und wir waren genöthigt, den guten Leuten nachzugeben.

Sie meinten nämlich, daß es hier in der Nähe kein Wasser gebe und wir, wenn wir uns noch weiter in das Hochgebirge wagen wollten, in Gefahr kommen könnten, an diesem nothwendigen Bedürfnisse Mangel zu leiden. Wider unsern Willen mußten wir daher eine Strecke wieder zurück, bis zu einem Punkte wandern, wo die Natur für dieses Bedürfnis gesorgt hatte, wo wir unser zweites Nachtlager unter ähnlichen Umständen aufschlugen. Desto früher brachen wir aber auch am folgenden Tage auf, um endlich das gewünschte Ziel zu erreichen. Bald hatten wir wiederum jenen

Gipfel erstiegen und nun kletterten wir die tiefe Waldschlucht hinab, welche ihn von der gestern erblickten höheren Bergspitze trennte; der Boden war hier mit den lieblichsten Farnen bedeckt, während an den Zweigen der Bäume und Sträucher die kletternde Fuchsia mit ihren prächtigen scharlachfarb'nen Blumen hing. Hierauf stiegen wir wieder aufwärts und gelangten zu einem steileren Theile des Gebirges, der mit Sträuchern, welche die schönsten rosenfarbigen Blüthen trugen, bedeckt war. Einzelne ungeheure Granitblöcke bildeten diesen Berggipfel, der sich nach den Messungen, welche der englische Schiffscapitain, der mit solchen Dingen sehr vertraut war, vornahm, gegen 7000 Fuß über das Meer erhob. Als wir diese bedeutende Höhe erreicht hatten, pflanzten wir eine Stange mit einer Flagge auf, um unsern Freunden in der Fazenda zu verkünden, daß wir unser Ziel glücklich erreicht hätten. Mit Hülfe meines guten Fernrohres — ein Meisterstück von Frauenhofer, das mir einst mein Vater zum Geschenk gemacht hatte — gelang es uns, die Meierei in weiter Ferne zu entdecken, und in der That gewahrten wir auch bald darauf, wie von dort aus unser Signal mit einer ähnlichen Vorrichtung er-

wiebert wurde, zum Zeichen, daß unsere Freunde unten das Gelingen unserer Unternehmung wahrgenommen hatten. Nun war es aber auch Zeit zum Umschauen und wirklich hatten wir damit genug zu thun, und es war ein außerordentlich heller Tag und die Aussicht über alle Beschreibung weit, fast unbegrenzt. Nicht wenig wurden wir jedoch überrascht, als wir nach Westen blickend, erkannten, daß wir uns noch keineswegs auf dem höchsten Gipfel des Gebirges befanden, denn etwa eine halbe Meile weiter in dieser Richtung lag ein breit gerundeter, bedeutend höherer Berggipfel, dessen Ersteigung wir jedoch, weil der Abend bereits mit starken Schritten heranzurücken begann, auf den folgenden Tag verschieben mußten. Die Sträucher und Blumenpflanzen, die wir auf diesem Gipfel fanden, zeigten sich schon zwergartig und niederliegend.

Noch beschwerlicher ward unsere Reise am folgenden Tage, da wir uns erst durch einige Waldungen von bedeutender Breite einen Weg bahnen mußten; doch hatten auch hier die Tapire uns trefflich vorgearbeitet. Bald befanden wir uns in einem tiefen Thale, welches ein kleiner Bach, der von den höheren

Theilen des Gebirges herabkam, mit kühlem, klarem Wasser durchrieselte. Auf beiden Seiten des Baches war dieses Thal mit mächtigem Urwalde bedeckt; die Bäume erregten, ihrer riesenhaften Größe wegen, unsre volle Bewunderung; der Boden, der aus angeschwemmtem Lande besteht, scheint vortrefflich zu sein: kurz, wüßte ich irgendwo ein Plätzchen, wo ich mich anzubauen, wo ich, fern von dem eiteln Treiben der Welt, eine gesunde, schöne und fruchtbare Zuflucht finden würde, so wäre es diese herrliche Gebirgsheimlichkeit. Hier ließen sich alle Arten europäischer Früchte und Gewächse erbauen, der Bach sprudelt unerschöpflich sein köstliches Wasser und wäre wohl auch stark genug, eine kleine Mühle zu treiben.

Ueber einen Hügel gelangten wir aus diesem schönen Thale auf eine offene sumpfige Fläche und von da wiederum in einen Wald, dessen Bäume jedoch bei weitem nicht von der Stärke waren, wie sie in den unteren Gegenden des Gebirges sich zeigen. Der Abhang, auf welchem wir diesen höchsten Gipfel erreichten, war sehr steil; auf der einen Seite desselben gähnte eine breite Schlucht, in welcher ungeheure Granitblöcke übereinander gehäuft lagen, gleichsam,

als warteten sie, daß die Hand des Schöpfers ihnen noch bestimmtere Formen geben solle. Dieser Gipfel hatte einen beträchtlichen Umfang und ward von einer großen Granitfläche gebildet. Der Felsen ist meist nackt und kahl, und die wenigen Sträucher und Kräutergewächse, die sich hier und da zeigen, sind von verküppelter und verkümmerter Gestalt. Einige kleine Vertiefungen im Felsen enthielten ein vortreffliches Wasser, dessen Genuß nach den überstandenen Mühseligkeiten uns nicht wenig erfrischte.

Ich kann hierbei nicht umhin, der unermüdeten, liebevollen Sorgfalt zu gedenken, welche der Neffe des Capitains bei jeder Veranlassung gegen diesen seinen väterlichen Freund an den Tag legte. Weil dieser von etwas schwerfälliger Leibesbeschaffenheit war, so ward ihm das Steigen der steilen Abhänge nicht wenig sauer, eben so mühsam fiel ihm das Herabklettern. Da hätten Ihr nun sehen sollen, wie kindlich besorgt der junge Edward, dem keuchenden und schwitzenden Oheim das mühselige Werk zu erleichtern suchte. Bald faßte er ihn, ging es bergauf, unter dem Arme und schob ihn vorwärts, bald, ging es bergab, bog er sich einen halben Schritt voraus, zur Stütze für diesen, damit er nicht den stei-

len Abhang hinabrolle. Ramen wir zu einem Ruheplage, so suchte Edward gewiß die schönste und weichste Stelle für den Dheim aus, diesem reichte er gewiß den ersten Trunk noch ehe ein Tropfen seine Lippen beneßt hatte. Kurz, es war eine wahre Freude, alle die unzähligen rührenden Beweise von Liebe zu sehen, mit welcher der brave Jüngling seinem zweiten Vater zugethan war.

Ungeachtet die Luft in diesen höchsten Regionen sehr hell und klar war, so ging uns doch die weite Aussicht verloren, auf welche wir so sicher gerechnet hatten. Herr Johnson traf dennoch sogleich Anstalten, durch seine Messungen die Höhe des Punktes, auf welchem wir uns befanden, zu ermitteln, sie betrug gegen 8000 Fuß, eine Höhe, die bekanntlich der sogenannten Schneelinie nahe kommt. Da der Tag schon weit vorgerückt war, so verließen wir diesen Berggipfel, um am Fuße desselben eine Hütte zu erbauen, in welcher wir die Nacht zuzubringen gedachten; denn hier wo eine Luft herrschte, die mich gar deutlich an die rauhen Winde erinnerte, welche oft mitten im Sommer die liebe alte Bergstadt Freiberg umsaufen, war es, wie wir es auf unserer bis-

herigen Bergreise so oft gethan, nicht mehr rathlich im Freien zu schlafen, ja das Feuer, welches die Reiter abermals hier zum Kochen unserer Speisen angezündet hatten, that uns allen, welche wir von der scharfen Bergluft tüchtig durchfächelt waren, ziemlich wohl. Wir machten es uns dann in der Hütte so behaglich als möglich und schliefen, erschöpft von der wirklich bedeutenden Anstrengung, bald ein. Der nächste Morgen weckte uns mit seinen rothigen Strahlen und alsbald schickten wir uns auch zur abermaligen Erstiegung des Gipfels an. Hier hatten wir nun eins der großartigsten Schauspiele, welches ich je gesehen habe. Nach Rio Janeiro hin war die Bai und die ganze zwischen ihr und dem Gebirge gelegene Gegend von ungeheuren Massen schneeweißer Wolken verhüllt, die ungefähr 3000 Fuß unter uns ihre Wogen wälzten; in diesem Augenblicke bligte das Tagesgestirn am östlichen Horizonte hervor und sendete seine glühenden Strahlen in die verworrenen Massen hinab, so daß diese wie ein ungeheurer mit Schaum bedeckter Ocean erschienen; die daraus hervorragenden Gipfel der tieferen Berge glichen aus dem Meere hervortauenden Inseln. Das Thal, in welchem die Meieret

liegt, von welcher aus wir unsere Reise unternommen hatten, war auf gleiche Weise von Wolken überdeckt, die ihm das Ansehen eines auf allen Seiten von Bergen umschlossenen, weiten Sees gaben. Wahrhaft prachtvoll war der Augenblick, als die Sonne allmählig Nacht gewinnend über die Nebelmassen, plötzlich den ungeheuren Schleier zerriß, und nun das ganze reiche Wunderland in unermesslicher Ausdehnung vor unsern entzückten Blicken lag. Wir alle standen in stummer Anbetung vor dieser Herrlichkeit der Schöpfung, und erst nach und nach gewannen wir Worte und gegenseitig die Empfindungen und Gefühle, welche dieser Anblick in uns erregte, mitzutheilen.

Länger als eine Stunde verweilten wir auf diesem unvergleichlichen Punkte, und traten dann die Reise nach dem westlichen Urwalde an, welcher der Schauplatz eines der traurigsten und entsetzlichsten Ereignisse werden sollte, die in mein erfahrungsreiches Leben getreten sind. Die nächste Nacht schliefen wir in einer kleinen Hütte, die wir in einem lieblichen Palmenhaine am Ufer eines mit schönen krautförmigen Farnen gesäumten Baches errichteten, und erreichten am folgenden Tage eine weite Ebene, die am fernen

Horizonte vom mächtigen Urwalde, dem nächsten Ziele unserer Reise, begrenzt wurde.

Drückend lagerte sich die Hitze über die Ebene und besonders wir Europäer vermochten kaum vor Schwüle zu athmen, während die Neger, die Söhne der glühenden afrikanischen Sonne, dieselbe mit weit geringerer Beschwerde ertrugen. Ja, ich habe zu mehreren Malen gesehen, daß die Schwarzen, wenn bei der Arbeit oder auf der Reise Weiße und Farbige, Indianer und Europäer, sorgfältig den Schatten zu einem Augenblicke der Ruhe suchten, recht geflistentlich an Stellen sich niederlegten, wo die Sonne am heißesten brannte; so viel thut Gewohnheit und so härtet sich auch die menschliche Natur gegen die Einflüsse des Klima's ab. Aber an diesem Tage war es die Gluth der Sonne nicht allein, welche auf dem baumlosen Pfade uns Mark und Leben zu versengen drohte; eine entsetzliche Schwüle und Bangigkeit schien vielmehr die ganze Natur in eine todtendähnliche Erstarrung senken zu wollen, denn auch die thierischen Bewohner der Erde suchten ängstlich Schutz in den Wäldern und Höhlen vor dem Bangen, das die Atmosphäre bebrückte. Kein Laut ließ sich ringsum vernehmen und

unsere einförmigen Tritte waren die einzige Töne, welche in der weiten Ebene nur einen schwachen Widerhall fanden. Wir waren genugsam bekannt mit den Naturerscheinungen in dieser Gegend der Erde, um nicht mit Gewißheit das baldige Erscheinen eines Gewitters vorhersehen zu können, und hatten mithin, da die fürchterliche Hefigkeit eines solchen uns aus mehrfachen Erfahrungen kein Geheimniß war, alle Ursache, uns nach einem baldigen Obdach umzuschauen. Und in der That sahen wir, als wir noch kaum die Hälfte jener Ebene überschritten hatten, an dem bisher wolkenlosen Himmel sich drohende Wettermassen sammeln, die uns, so ermüdet und erschöpft wir auch waren, zu größerer Eile trieben, um noch vor dem Ausbruche des Unwetters den Urwald und vielleicht in einer Höhle desselben ein Obdach zu erreichen. Allein das Unwetter war behender als wir. Mit einer Schnelligkeit, die eben sowohl Verwunderung als Grauen erweckte und welche überhaupt eine den heißen Gegenden Amerika's eigenthümliche Erscheinung ist, wälzten sich die schwarzen Wolken daher; noch ehe wir den Wald erreichten, brach unter betäubendem Donner und Blitzen, die selbst am hellen Tage die

Augen blendeten, ein Orkan los, der die Erde aus ihren Grundvesten zu reißen drohte. Schlag auf Schlag donnerte in unsere Ohren, Blitz auf Blitz zischte an uns hernieder und das Brausen des Orkans schien jede andere Stimme der Natur verschlingen zu wollen. Endlich, noch ehe der gewaltige Platzregen sich entlud, hatten wir den Wald erreicht, in dem wir einigen Schutz zu finden hofften. Aber wie sehr hatten wir uns geirrt; denn zu dem entsetzlichen Unwetter kam hier noch die augenblickliche Gefahr, jeden Augenblick von umstürzenden Bäumen, die der Sturm entwurzelte, erschlagen zu werden; eben so wenig waren wir hier vor dem in Strömen niederstürzenden Regen sicher; denn wenn auch die Baumriesen mit ihren Blätterkronen unmittelbar über uns ein schützendes, undurchdringliches Dach bildeten, so vermochten sie doch nicht das allmälige Eindringen der Wassermassen auf die breiten Blätter der Schlingpflanzen abzuhalten, welche die unteren Theile der Bäume umranken, und von diesen schoß nun das Wasser gleich gesammelten Sturzbächen auf uns herab, so daß kein einziger unter uns war, der nicht in wenig Augenblicken bis auf die Haut durchnäßt gewesen wäre. Da ver-

kündete plötzlich ein lautes Freudengeschrei eines der Jäger, daß er ein Obdach gefunden habe, und in der That erblickten wir auch bald darauf in einer Vertiefung des Waldes eine Höhle, die geräumig genug war, uns alle in ihre schützende Wölbung aufzunehmen. Wer — und wie wenige wird es geben, bei denen dies nicht der Fall ist? — in seinem Leben die Erfahrung gemacht hat, wie wohl es einem thut, aus dem Zustande heftiger Anstrengung in den behaglicher Ruhe versetzt zu werden, Beschwerden plötzlich entfernt zu sehen, der wird sich eine Vorstellung von unserm Behagen machen können, welches wir alle empfanden, als wir uns in der geräumigen, trockenen Höhle beisammen sahen. Draußen tobte das Unwetter mit unverminderter Heftigkeit fort, und wir hatten alle Ursache uns glücklich zu schätzen, den schrecklichen Gefahren entnommen zu sein, denn Baum um Baum stürzte der Orkan nieder und ein wahres Wunder würde es gewesen sein, wenn einer von uns den zusammenstürzenden Riesen entronnen wäre. Unser erstes Geschäft in der Höhle war es, die durchnästen Kleider auszuringen und an dem spitzen Gestein, welches hier und da aus dem Felsen hervorragte, zum Trock-

nen aufzuhängen. Uebrigens war es vollkommen finster in der Höhle, bis auf die allerdings nicht seltenen Augenblicke, in denen sie von den blendenden Blitzen erhellt wurde; dann gewahrten wir auch, daß die Höhle eine außerordentliche Tiefe hatte, in welche wir jedoch einzudringen keinen Veruf fühlten, da es nicht gerathen war, in der Dunkelheit einer möglichen Gefahr entgegen zu treten.

So war eine Stunde verstrichen und noch immer sahen wir dem Aufhören des Unwetters vergeblich entgegen, als wir plötzlich ganz deutlich ein dumpfes, halbhunterdrücktes Knurren vernahmen, welches aus dem Innern der Höhle hervorzukommen schien; wir horchten aufmerksam, allein die furchtbaren Donnerschläge, welche eben jetzt draußen im Walde wiederhallten, das Geheul des Orkans, das Geprassel der niederstürzenden Bäume verschlangen auf die Dauer mehrerer Minuten alle anderen Laute, und wir mußten abwarten, bis der zum Ungeheuerlichen angewachsene Aufruhr der Natur sich einigermaßen gestillt haben würde; wirklich schien sich auch mit diesem letzten Aufstosen die Wuth der Elemente erschöpft zu haben, denn der Donner begann bald darauf schwächer und ent-

fernter zu rollen, die Blitze zuckten seltener und weniger blendend, und der Orkan hatte sich bereits in einen mäßigen Wind umgewandelt, der nur noch sauseud die Blätterkronen der Riesenbäume beugte.

Bernehmlich tönte jetzt das Knurren, ähnlich dem von Hunden, aus der Tiefe der Höhle hervor, und Edward, kühn und unerschrocken, wie es nur immer ein junger Seemann sein kann, schritt furchtlos in das finstere Innere der Höhle hinein, die Ursache dieser uns nicht wenig beunruhigenden Erscheinung zu erforschen. Bald darauf kehrte er zurück, mit einem zappelnden Thiere, welches er im Genick gefaßt hatte und welches einer großen schwarzen Kage vollkommen glich. „Wir sind verloren!“ rief der Kapitain, als er einen Blick auf das knurrende Thier geworfen hatte; „unser Unstern hat uns in das Lager des schlimmsten Raubthiers geführt; ein junger Tiger ist es, ein Jaguar, den wir hier sehen.“

Wir vermochten gegen die Richtigkeit dieser Bemerkung des erfahrenen Seemanns nichts einzuwenden, denn es verhielt sich in der That so. Die Höhle war wirklich die Wohnung von Jaguaren, die hier ihre Jungen hatten, wahrscheinlich auf Beute ausge-

gangen waren und deren Rückkehr mit jedem Augenblicke zu erwarten war. Welches Loos dann unserer harrete, leuchtet ein; die Schießgewehre und der Pulvervorrath, den wir bei uns führten, war von dem Regen so durchnäßt, daß an ein Abfeuern eines Gewehres nicht zu denken war, und aus der ganzen Reisegesellschaft war Kapitain Johnson der einzige, der sich mit einem Degen versehen hatte. Indem wir noch rathlos dastanden und überlegten, was wir wohl zur Abwendung der drohenden Gefahr thun könnten, hörten wir plötzlich fern im Walde ein Prasseln, wie von brechenden Zweigen des Unterholzes, und das ängstliche Geschrei der Neger, welche sich eben im Walde in einiger Entfernung von der Höhle befanden und in der Angst vor dem nahenden Feinde rasch die nächsten Bäume erkletterten. Kaum hatten wir Zeit, dem Winke des umsichtigen Kapitäins zu folgen, der uns aufforderte, einen dicht am Eingange der Höhle liegenden Stein vorzuwälzen, und kaum hatten wir diesen in die erforderliche Lage gebracht, als auch ein Stoß von außen uns verkündete, daß das Raubthier angekommen sei und den Eingang zu erzwingen suche.

Wir stemmten uns mit allen Kräften gegen den vorgewälzten Stein, um den schlimmen Feind abzuhalten, und fürwahr, so viel wir ihrer waren, wir hatten genug zu thun, um dem ergrimmten Raubthiere, das seine Jungen in Gefahr glaubte, das Gleichgewicht zu halten, da es seine ganze Gewalt aufbot, mit dem Körper den Stein hinwegzudrängen. Als es sah, daß alle seine Anstrengungen vergeblich waren, fing es ein Gebrüll an, das eben so von seiner Wuth wie von seiner Angst zeigte; dann begann es seine Anstrengungen von neuem, aber eben so vergeblich. Hierauf versuchte es seinen Kopf durch eine Spalte zu zwingen, welche zwischen dem Steine und der Höhle geblieben war, und bei dieser Gelegenheit sahen wir mit Schauern die glühenden Augen des Jaguars, mit denen er in die Höhle starrte, um die Feinde, die seine Jungen bedrohten, wahrzunehmen. Umsonst war ein Versuch, den jetzt ein Diener meines Gönners machte, das Thier durch einen Schuß zu tödten, das Gewehr versagte, wie wir es nicht anders erwartet hatten, und gleichsam als hätte das Thier die feindliche Absicht dieses Versuches vermuthet, so erneuerte es jetzt seine früheren Anstrengungen mit

verdoppelter Wuth, ohne jedoch seinen Zweck zu erreichen. Aber eben so vergeblich waren auch die Bemühungen der Neger, den Jaguar von ihrem Zufluchtsorte, den Bäumen herab, mit Pfeilen zu erlegen; zwar verwundete ihn einer derselben hart am Auge, allein der Schmerz machte das Thier nur wüthender, ohne seine Kraft zu lähmen und ihm die Lust zu ferneren Anstrengungen, in die Höhle einzubringen, zu benehmen. Indes hatten sich die Gewitterwolken vollständig verzogen, der Abend war hereingebrochen, der Mond glänzte vom reinen Himmel und beleuchtete deutlich den freien Platz, der sich vor der Höhle befand. So konnten wir durch die Spalte genugsam unsern gemeinschaftlichen Feind beobachten und hatten alle Ursache, uns Glück zu wünschen, vor dem gähnenden Rachen, aus welchem der Geifer der Wuth schäumend und in großen Blasen floß, und vor seinen bluttriefenden Klauen in verhältnißmäßiger Sicherheit zu sein.

Der Meinung des Kapitäns zufolge war der Jaguar ein Weibchen und muthmaßlich die Mutter der Jungen in der Höhle; wir konnten uns daher gefaßt machen, bald noch einen zweiten Besuch, den

des männlichen Jaguars zu erhalten, denn bekanntlich leben diese Thiere paarweise zusammen. Unsere Vermuthung bestätigte sich schneller, als wir dachten; denn bald darauf gewahrten wir deutlich durch die Spalte, wie das Raubthier stuzte, die Ohren spitzte und dann ein fürchterliches Gebrüll begann, welches in weiter Ferne von einem ganz gleichen beantwortet wurde. Abermals prasselten nun die Zweige, welche der herbeieilende männliche Jaguar in seinem rasenden Laufe abstreifte, und wenige Minuten darauf stand er mit schäumendem Rachen neben dem Weibchen, das sein Erscheinen mit einem halb freudigen, halb wüthenden Gebrüll bewillkommnete.

Einige Augenblicke lang waren beide Thiere völlig still und glozten einander mit den glühenden Augen an, als wollten sie sich gegenseitig erzählen oder darüber berathen, was nun zu thun sei; dann aber begannen sie gemeinschaftlich die Anstrengung zur Wegwälzung des Steines mit einer solchen Wuth und Kraft, daß wir alles aufbieten mußten, den schützenden Stein gegen den machtvollen Andrang im Gleichgewichte zu halten. Von Zeit zu Zeit stierte eines der Thiere in die Höhle hinein; dabei waren sie aber stets schlau

genug, sich von den Stößen zurückzuziehen, welche der Capitain mit seinem Degen nach ihnen führte.

Während so unsere grimmigen Feinde unverdrossen fortfuhren, uns zu belagern und zu bestürmen, sahen wir vergeblich über die Mittel nach, wie wir der drohenden Gefahr entrinnen könnten, allein wir konnten zu keinem Entschlusse gelangen. Das längere Verweilen in der Höhle mußte uns bald verderblich werden, denn es fehlte uns nicht allein an Lebensmitteln, sondern auch namentlich an Wasser, womit wir den brennenden Durst, der uns nach den Anstrengungen und der Hitze des Tages entsetzlich quälte, hätten löschen können. Das einzige Rettungsmittel schien nur noch darin zu bestehen, den Stein selbst hinwegzumwälzen und mit den beiden grimmigen Thieren den Kampf auf Leben und Tod zu versuchen. Indem wir noch darüber berathschlagten, entfernte sich der Diener meines Reisegefährten von uns und schritt in das Innere der Höhle, wohin lange vorher schon der junge Jaguar zurückgetroffen war, hinein. Gleich darauf vernahmen wir ein heftiges Knurren, welches jedoch bald in ein Wimmern, Winseln und Stöhnen überging, das nach einigen Augenblicken gänzlich ver-

stimmte. Dann erschien der Diener wieder im Vordergrund der Höhle und mit unwilligem Erstaunen sahen wir, wie er an einem Stricke einen der jungen Jaguare hinter sich herschleift, den er mittelst einer Schlinge erwürgt hatte; ein gleiches Schicksal hatten die zwei andern jungen Thiere erlitten, die er nun ebenfalls aus dem Hintergrunde der Höhle hervorbrachte. Wie zwecklos dieses Verfahren war, leuchtete uns alle ein; auch erhielt der Thäter, der offenbar aus Verzweiflung und Wuth über unsere wirklich entsetzliche Lage so gehandelt hatte, von seinem Herrn einen scharfen Verweis; noch ehe aber wir es verhindern konnten, schob der unbesonnene Mensch eins der getödeten Thiere durch die Spalte hinaus. Als bald packte das Weibchen den todtten Körper mit den Zähnen, zog ihn zu sich hinan und beschnupperte denselben, indem sie ihn von Zeit zu Zeit von einer Seite auf die andere wendete, mit tiefem Gestöhn; endlich, nachdem sie sich überzeugt haben mochte, daß ihr Junges todt sei, erhob sie ein so schmerzliches Gebrüll, daß davon der weite Urwald klagend wiedertönte; auch der männliche Jaguar stimmte zuletzt in dasselbe ein, und wir wurden fast betäubt von den gellenden

Tönen, welche diese Thiere ausstießen. Nichts aber gleicht der Wuth, mit welcher beide darauf ihre Angriffe auf die Höhle erneuerten, um der Mörder ihrer Jungen habhaft zu werden; doch alle ihre Anstrengungen, den Stein wegzudrängen, scheiterten an unsern Vorkehrungen.

Während die Tigerin allein ihre Bemühungen mit einem Eifer fortsetzte, welcher die Gewalt der mütterlichen Liebe auch bei diesem Thiere bekundete, sprang der Tiger unter gräßlichem Gebrüll in weitem Bogen um die Höhle herum, gleichsam als wollte er unser Entrinnen verhindern; nach einer Weile aber bemerkten wir, daß die Thiere ganz ruhig geworden waren; wir lugten vorsichtig hinaus, und sahen, wie beide Thiere einige Augenblicke still neben einander standen, und dann, als hätten sie schnell irgend eine Verabredung getroffen, plötzlich im vollen Laufe durch den Wald rannten. Dieser Entschluß unserer Feinde kam uns so unvermuthet, daß wir, trotz der großen Gefahr, in welcher wir noch immer schwebten, nicht enthalten konnten, laut aufzulachen. Waren wir doch für den ersten Augenblick unserer fürchterlichen Dränger los und konnten nun ruhiger über die Maßregeln

uns berathen, die wir zu unserer weiteren Rettung zu nehmen hatten.

Keinen Augenblick konnten wir zweifeln, was im nächsten Augenblicke zu thun sei; an ein längeres Verweilen in der Höhle konnten wir nicht denken, da der Durst uns immer heftiger zu martern begann; überdem konnte ja auch jeder Augenblick unsere Verfolger, die sich wahrscheinlich nur entfernt hatten, um sich durch Fraß zu neuen Anstrengungen zu stärken, zurückführen und dann waren wir in der augenscheinlichsten Gefahr zu verhungern oder zu verdursten. Die einzige Möglichkeit, den grimmigen Thieren zu entinnen, bestand darin, daß wir noch vor der Rückkehr derselben die Höhle verließen und das freie Feld zu gewinnen suchten. Der Kapitain, der bereits früher in diesen Gegenden gereist war, erinnerte sich, daß in nicht allzu großer Ferne sich ein Abgrund befinden müsse, über welche eine in den dortigen Gegenden gebräuchliche Seilbrücke, meist aus dem Geslechte von Schlingpflanzen bestehend, führte. Konnten wir diesen Abgrund erreichen und über die Brücke gelangen, ehe unsere Verfolger uns entdeckten, so waren wir gerettet, denn es war ein Leichtes, die Brücke, die in

großer Ausdehnung den einzigen Uebergang bildete, zu zerstören, und so den Thieren die Möglichkeit zu benehmen, uns nachzukommen. Schnell hatten wir diese Umstände berathen, eben so schnell war der Stein von der Höhle hinweggewälzt, und so rasch es nur unsere erschöpften Kräfte gestatteten, ging es nun durch den Wald, dessen Ende wir nach einer mühseligen Wanderung in ungefähr einer Stunde erreichten. Unsere einzigen brauchbaren Waffen bestanden, den Degen des Kapitäns ausgenommen, in den Läufen der Gewehre; ob der Gebrauch derselben zum Schlagen uns bei der Größe der Thiere sonderliche Dienste geleistet haben würde, ließ sich gar sehr bezweifeln, dennoch waren wir fest entschlossen, uns im Nothfalle wacker zu wehren und alle für einen Mann zu stehen. Es versteht sich von selbst, daß sich auch die wackern Regter unserm Zuge wieder angeschlossen und eilig ging derselbe dem rettenden Abgrunde zu, dessen Felsenjacken wir schon in mäßiger Entfernung vor uns sahen. Albet gleichzeitig hörten wir auch hinter uns ein fürchterliches Gebrüll und sahen uns umschauend, wie eben die beiden Tiger aus dem Walde hervorbrachen und in rasendem Laufe die Ebene daher stürzten.

Jetzt galt es, unsere letzten Kräfte anzustrengen, dem drohenden Verderben zu entrinnen. Uns allen voraus eilten die schnellfüßigen Neger und der behende Creole, dann folgte ich mit meinem Gönner, hinter uns die Diener desselben und zuletzt kam der englische Kapitain, gestützt und halb fortgerissen von seinem wackern Refsen. Glückliche erreichten wir alle den Rand des Abgrundes, glücklich gelangten wir die heftig schaukelnde Brücke hinüber auf das jenseitige rettende Ufer, aber in demselben Augenblicke waren auch unsere Verfolger drüben angelangt, und kaum blieb dem unerschrockenen Kapitain noch Zeit die Gewinde, welche die Brücke am diesseitigen Ufer befestigten, durchzuschneiden, ehe es einem der Thiere gelang, über die Brücke herüber zu uns zu kommen. Die Tigerin langte zuerst an; einen Augenblick stützte sie am Rande des Abgrundes, dann aber nahm sie einen Anlauf und wagte kühn den fürchterlichen Sprung über die mehr als 25 Fuß breite Felsenspalte. Offenbar hatte das Thier seine Kräfte überschätzt, mehr als gegen 40 Fuß von dem diesseitigen Rande hörte der Sprung auf und die Tigerin stürzte mit tiefem Geföhln in den lautlosen Abgrund. Es war ein entsetzlicher, aber

dabei großartiger Anblick, das Thier, wie es seine Muskeln gewaltsam zum ungeheuren Sprunge ausgedehnt hatte, mit seinem schön gezierten Felle und schäumen- dem Rachen über dem Abgrunde schweben zu sehen, allein solchen Betrachtungen konnten wir nur für einen Augenblick Raum geben, der nächste drohte uns mit einer desto größeren Gefahr, denn der weit gewaltigere Tiger rasete jetzt herbei, und an den weißen Schaumblasen, die aus seinem Rachen fielen, konnten wir seine gesteigerte Wuth erkennen. Gewaltiger noch war sein Anlauf, den das rasende Thier nahm, und als er zum verhängnißvollen Sprunge ansetzte, entfuhr uns allen unwillkürlich ein Ruf des Entsetzens. Der Sprung geschah, und so kraftvoll, daß es dem Tiger gelang mit den Vordertagen das Gestein des steilseitigen Ufers zu fassen; allein für einen Augenblick hatte ihn die gewaltige Erschütterung betäubt und er blieb einige Secunden lang in dieser Stellung regungslos; kaum aber kehrte ihm die Besinnung einigermaßen zurück, so begann er mit den Hinterfüßen nachzuarbeiten, wodurch es ihm allmählig gelingen mußte, den ganzen Körper auf den Felsenrand hinaufzuschieben. Der edle Capitain befand sich ihm

am Nächsten; schnell erkannte sein scharfer Blick was hier Noth thue; unerschrocken, sich für uns alle opfernd, trat er dem Ungethüm entgegen und stieß ihm den Degen in die breite Brust. Aber selbst so schwer verwundet ließ der blutgierige Jaguar nicht von seinem Grimme; knirschend schlug er dem edeln Manne die scharfe Laxe in die Schulter, daß dieser blutend wankte; zu einem zweiten Schlage mit der Laxe blieb dem Unthier keine Zeit, denn auf den Flügeln der Kindesliebe war der muthige Edward herbeigeeilt und stand dem wankenden Oheim zur Seite. Mit gewaltigem Schwunge holte er aus, saugend durchfuhr das schwere Feuerrohr die Luft und fiel mit solcher Gewalt auf den Schädel des Tigers nieder, daß dieser, seine Beute loslassend, betäubt in den Abgrund stürzte. Doch o Jammer, die Wucht des Schlages wirkte verberblich auf den Schlagenden zurück; unfähig, sich auf dem abschüssigen Boden zu halten, begann er zu taumeln und noch ehe es herbeieilend einem von uns gelang, ihn zu fassen, taumelte er weiter und weiter und stürzte endlich seinem besiegten Feinde in den Abgrund nach. Ein Schrei des Entsetzens, in den selbst die Reger, die den freundlichen Jüngling lieb-

gewonnen hatten, einstimmten, begleitete seinen Fall, und kaum gewann ich bei diesem gräßlichen Ereigniffe so viel Besinnung, dem Kapitain zu Hülfe zu eilen, der indeß, von fürchterlichem Blutverluste ermattet, in wohlthätiger Ohnmacht zu Boden gesunken war. Zunächst war es unsere Sorge, den Unglücklichen aus der Nähe des Abgrundes zu schaffen und ihn auf das weiche Gras zu legen; dort untersuchten wir seine Wunden, verbanden sie, so gut es unsere geringe ärztliche Erfahrung gestattete und folgten nun, indem der Diener meines Gönners bei dem Kapitain zurückblieb, den Regern, die unterdeß beflissen gewesen waren, einen gangbaren Pfad in den Abgrund zu finden, und, wenn möglich, dem verunglückten edeln Jünglinge noch Hülfe zu bringen. Nicht ohne Beschwerde und Gefahr gelang es uns, den Boden der Schlucht zu erreichen; derselbe war ziemlich schmal und wurde von einem Bache durchflossen, dessen Ufer der lieblichste Rasen säumte. Auf diesem entdeckten wir zuerst die Tigerin, leblos und erstarrt, denn der furchtbare Sturz hatte ihr das Gehirn zerschmettert; wenige Schritte davon, hinter einer sanften Krümmung des Baches lag der Tiger, auf ihm, wie ein helden-

müthiger Sieger, der unglückliche Jüngling, beide ohn's Leben.

Als bald trafen wir Anstalt, den Leichnam des edeln Edward heraufzuschaffen und unsere Neger bauten mit großer Geschicklichkeit und Schnelle aus Pflanzengewinden zwei Tragbahren, auf die wir den ohnmächtigen Oheim und den todten Neffen luden. Langsam ging nun unser Zug, der durch das entsetzliche Ereigniß zum Trauerzuge geworden war, der nächsten Pflanzung zu, auf welcher wir am Abende des verhängnißvollen Tages glücklich anlangten. Der Besitzer derselben nahm uns mit großer Gastfreundlichkeit auf und widmete dem Verwundeten seine geringe ärztliche Kunst, denn er hatte früher mehrere Jahre als Apotheker in Spanien zugebracht. Ungeachtet die Wunden, wenn auch sehr schmerzhaft, doch keinesweges tödtlich waren, so war doch der Zustand des Kapitäns sehr bedenklich; der Schmerz um den beklagenswerthen Edward, der in seiner Vertheidigung seinen Tod gefunden, verschlimmerte die Wunden; das Wundfieber ergriff ihn mit fürchterlicher Hefigkeit und schon am nächsten Morgen war er eine starre Leiche. Wir weihten dem Andenken der beiden euro-

päiſchen Landſleute, von denen der Kapitain durch ſeine Erfahrung und ſeine Herzensgüte, ſein Neffe durch liebenswürdige Beſcheidenheit unſere ganze Liebe und Achtung gewonnen hatten, heiße Zählen, ſahen noch, wie ein vereintes Grab an einer freundlichen Stelle der Pflanzung die auch im Tode Unzertrennlichen aufnahm, und traten dann unſere Rückreiſe nach Rio Janeiro an, wo wir ohne ſonderliche Mühen und Beſchwerden nach acht Tagen wiederum glücklich anlangten.

6.

Bahia, Pernambuco und ihre Umgebungen.

Raum hatten wir uns von den Beſchwerden unſerer letzten Reiſe einigermaßen erholt, ſo traſen wir Anſtalten, unſer Vorhaben, die nördlichen Provinzen Braſiliens zu beſuchen, auszuführen. Zu dieſem

Zweite schifften wir uns auf einem brasilianischen Postschiffe, dem „Opoffum,“ dessen Reiseziel die Stadt Bahia war, ein und befanden uns bald mitten auf dem blauen Ocean. Am zehnten Tage unserer Fahrt, die bis dahin, des widrigen Windes ungeachtet, ziemlich glücklich von Statten gegangen war, ward die Luft außerordentlich schwül und dick, und plötzlich thürmte sich in geringer Entfernung von unserm Schiffe eine sonderbare Erscheinung auf. Eine Wolke nämlich ließ sich mit einer trichterförmigen Spitze nach dem Wasser nieder, und gleichzeitig fing es in diesem an zu brausen und zu kochen, bis sich auch da nach aufwärts eine trichterförmige Spitze bildete, die sich endlich mit der aus der Wolke kommenden vereinigte. Diese merkwürdige Erscheinung — unsere jungen Leser werden in ihr gewiß ganz richtig eine sogenannte Wasserhose vermuthet haben — stand bald auf einem Punkte ganz still, bald bewegte sie sich mit großer Schnelligkeit jetzt auf die, dann auf jene Seite; deutlich gewahrte man in den röhrenförmigen Höhlungen, die die Wolke mit dem Wasser verbanden, das Auf- und Niederrollen der Wassermassen, und vernahm ein ganz eigenthümliches gurgelndes und sprudelndes Ge-

räusch; zuweilen fuhren sogar Blitze aus dem wandelnden Phänomen hervor, und einige Augenblicke lang wurde unser Schiff, des heitern Himmels ungeachtet, von einem feinen Staubregen übergossen. Unsere Matrosen boten Alles auf das Schiff bei der lautlosen Windstille aus der Nähe dieser in der That höchst merkwürdigen Erscheinung zu bringen, denn die Beispiele sind gar nicht selten, daß kleinere Schiffe, zu deren Gattung das unsrige gehörte, von einer Wasserhose gefaßt, gewöhnlich im Segel und Tauwerk gänzlich zertrümmert, bisweilen auch wohl gar in den Grund gezogen werden. So gern wir daher das wunderbare Phänomen noch länger beobachtet hätten, so mußten wir uns doch dem Willen des Kapitäns fügen, und nach einer für die Seeleute bangen Stunde, in welcher die Wasserhose zu mehreren Malen so dicht an unser Schiff heranrückte, daß sie uns mit Strömen von Wasser übergoss, gelang es den Matrosen, das Schiff aus ihrem Bereich zu bringen. Aus sicherer Entfernung sahen wir nun, wie die Wasserhose plötzlich mit ungeheurer Schnelligkeit nach Süden rückte, dann plötzlich ein greller Blitz, dem ein bestäubender Donnerschlag folgte — und die ganze Er-

scheinung war bis auf ein murmelndes Aufwallen des Meeres spurlos verschwunden.

Zwei Tage darauf lief unser Schiff glücklich und wohlbehalten im Hafen von Bahia ein. Die Bai, an deren östlicher Seite diese Stadt liegt, ist so groß, daß vielleicht alle Segelschiffe der Erde in ihr sicher ankeru können; auf der einen Seite derselben liegt die Stadt, auf der andern eine Insel Ilha Taparitta; den Hintergrund bildet das feste Land, welches sich jedoch bei weitem nicht so hoch, wie bei Rio Janeiro erhebt, welches die Ansicht dieser Stadt eben so wundervoll und reizend macht. Dennoch gewährt auch Bahia einen prachtvollen Anblick, da der größere Theil der Stadt auf dem Abhange eines Berges erbaut ist, der sich gegen 500 Fuß über das Meer erhebt und die weißen Häuser, die meist aus mehreren Stockwerken bestehen, glänzend hervorstehen. Besonders schön nimmt sich der auf einem Hügel stehende Leuchthurm aus, welcher des Nachts weit über die Bai hinaus sein glänzendes Licht verbreitet. Durch die dazwischen stehenden Pisang-, Orangen- und Cocospalme, deren dunkelgrünes Laub zu der weißen Farbe der Häuser einen angenehmen und dem Auge

außerordentlich wohlthuenden Gegensatz bildet, gewinnt die Ansicht der Stadt einen noch höhern Reiz. Die Bai selbst ist durch mehrere Forts, welche theils sich aus dem Wasser selbst erheben, theils am Ufer errichtet und mit einer bedeutenden Anzahl von Kanonen, die ihre Mündungen drohend aus den Schießscharten herausstrecken, vor jedem feindlichen Angriffe hinlänglich geschützt.

Die Stadt Bahia, auch San Salvador genannt (die Bai führt den Namen Todos os Santos), theilt sich, hinsichtlich ihrer Bauart, in zwei Haupttheile, die Unter- und die Oberstadt; die erstere ist auf dem schmalen Landstreifen zwischen dem Meere und der Höhe erbaut und besteht aus einer einzigen langen, engen und schlecht gepflasterten schmutzigen Straße. Die Häuser sind sehr eng zusammengebaut, meist hoch und die am Ufer stehenden erstrecken sich weit in das Meer hinein. Hier ist der Schauplatz des lebhaftesten Handelsgewühls; den Tag über sieht man die Menschen ohne Ruhe und Rast ihren verschiedenen Geschäften nachgehen; lasttragende Neger füllen die Straßen und belästigen das Ohr des Fremdlinge mit ihrem lauten, missklingenden Gesange. Man

wird fast verwirrt und betäubt durch den unaufhörlichen Lärmen und das bunte Menschengewoge. Unbeschreiblich widerlich ist der Geruch, der sich durch diesen ganzen Stadttheil verbreitet; er wird erzeugt von den Ausdünstungen, die theils vom Hafen, theils aus den großen Zuckerniederlagen, theils aus den kleineren Kaufläden, wo mit Käse, Del, Theer und andern eben nicht wohlriechenden Gegenständen gehandelt wird, herrühren, und durch die glühende Hitze oft bis zur Unerträglichkeit gesteigert.

Beide Stadttheile sind durch sehr steile Wege, *Cadeiras* genannt, mit einander verbunden; sie sind zu abschüssig, als daß man sie mit Wagen befahren könnte; wer daher nicht zu Fuße gehen will, läßt sich in einer Art Sänfte tragen, die, an einem Tragbaume hangend, auf den Schultern von zwei Negern ruht; diese Sänften nennt man *Cadeiras*; sie werden sowohl von Männern als von Frauen benutzt und man dingt sie auf der Straße, gerade wie man in größeren europäischen Städten eine Lohnkutsche miethet.

Ein ganz anderes Ansehen hat die Oberstadt, die sich auf einer weiten Hochebene ausbreitet. Schöne

Häuserreihen bilden breite, lange Straßen; man athmet da eine frische, gesunde Luft; die übermäßige Hitze wird durch frische Seewinde gemäßigt; dagegen fehlt aber auch der lebhafteste Handelsverkehr, welcher die Unterstadt auszeichnet, obschon es einem, wenn man aus dieser in die Oberstadt hinansteigt, recht behaglich ist, sich an der hier herrschenden Ruhe und Stille zu erquicken. Den schönsten Theil der Oberstadt, oder vielmehr eine Vorstadt derselben bildet die sogenannte Victoria, welche aber nichts Städtisches mehr an sich hat, sondern vielmehr aus einer Menge Landhäusern nebst Gärten, schönen Anlagen, Spazierwegen u. s. w. besteht; hier wohnen die meisten fremden, d. h. europäischen Kaufleute und Consuln. Es ist hier wahrhaft prachtvoll; die Häuser im Inneren und Aeußeren aufs Herrlichste geschmückt; Palmen, Cactus, Drangen, Granatäpfel, prächtige Mangobäume u. s. w. bilden in reicher Fülle die schönsten Gartenanlagen und bieten zugleich einen angenehmen Gegensatz zu den herrlichen, glänzenden Gebäuden; wahrhaft wundervoll endlich ist von hier die Aussicht auf das Meer zu nennen.

Die Stadt Bahia zählt gegen 200,000 Einwo-

ner, übertrifft also, wenn wir eine deutsche Stadt mit ihr in Vergleich stellen wollen, Hamburg an Einwohnerzahl, noch weit mehr aber an Ausdehnung. Man findet hier, da Bahia die zweite Handelsstadt des Landes ist und in der That in Bezug auf den Handel eine wichtige Stelle überhaupt einnimmt, Menschen von allen Nationen, allen Religionen, allen Racen und allen Farben. Die größte Anzahl der Bewohner aber macht die äthiopische Race aus, denn auf einen Weißen kommen immer vier Schwarze, während in Rio Janeiro das Verhältniß gerade umgekehrt ist, indem dort erst vier Schwarze auf einen Weißen kommen. Die meisten dieser Neger sind Sclaven, doch gibt es hier auch eine große Anzahl freier Neger, theils freigebohrne, theils freigelassene. Diese sind nun freilich als eine wahre Plage des Landes anzusehen, ihrer Wildheit, Faulheit und Dummheit wegen; sie halten Arbeit für eine Schande und für ein Zeichen der Sclaverei. Sie bilden natürlich hier auch die niederen Stände der bürgerlichen Gesellschaft und ihnen liegen vorzugsweise die Pflichten der dienenden Klasse ob. In jedem Hauswesen werden hier einige Sclaven erfordert, welche die schwereren und

gröberen Arbeiten desselben verrichten; sie vertreten demnach die Stelle der Knechte, Mägde, Diener, Köche, Wäscherinnen u. s. w., denn ein Weißer unterzieht sich in Brasilien nie einem solchen Geschäfte. Man kann sich leicht denken, welch eine Menge Neger schon auf diese Weise erfordert werden. Eben so viele sind als Arbeiter in den verschiedenen Werkstätten der Handwerker beschäftigt. Ein Weißer, der irgend eine Kenntniß von einem Handwerke hat, z. B. von der Tischlerei, Schneiderei, Schuhmacherei u. s. w., kauft sich möglichst viele Neger, lehrt denselben sein Gewerbe und läßt sie dann als Gesellen arbeiten, während er als Herr nur die Oberaufsicht führt. Auf diese Weise erspart er den hohen Arbeitslohn, den er den freien Arbeitern zahlen müßte. Bei weitem die meisten Neger aber treiben kein bestimmtes Geschäft, sondern suchen sich durch Tagelöhnerdienste Geld zu erwerben, und diese sind es vorzüglich, welche die Straßen von Bahia mit einem so betäubenden Geklämme anfüllen. Sie schleppen Lasten, tragen die Cadeiras, rudern die auf dem Hafen beständig hin- und herfahrenden Böte, um Reisende oder Wagen an Bord der Schiffe zu bringen und wieder an's

Land zu setzen. Daß auf solche Weise verdiente Geld gereicht ihnen selbst aber in nur geringem Grade zum Nutzen, denn sie müssen an jedem Abende, wenn sie in das Haus ihres Herrn zurückkehren, diesem eine bestimmte Summe einhändigen; haben sie mehr verdient, als das, was ihnen von dem Herrn als täglicher Erwerb vorgeschrieben ist, so gehört der Ueberschuß ihnen; fehlt aber etwas daran, so bekommen sie nicht allein Strafe, sondern müssen auch bedacht sein, in den nächsten Tagen mehr zu verdienen, um das früher Fehlende zu ergänzen. Es ist daher ganz natürlich, daß es bei dieser bequemen Weise, Geld zu verdienen, in Bahia viele Weise gibt, die ihren einzigen Erwerb darin suchen, daß sie möglichst viele Sklaven kaufen, dieselben den Tag über auf Arbeit aussenden und dann am Schlusse jedes Tages das von diesen verdiente Geld einzassiren. Dagegen erhalten die Sklaven von ihren Herren nur Wohnung, eine einfache Kleidung und Speise. Nun würde es zwar, wenn diese Menschen recht arbeitsam und sparsam wären, ihnen eben nicht schwer fallen, sich von dem täglichen Ueberverdienste im Laufe mehrerer Jahre eine Summe zu ersparen, mit welcher sie sich die

Freiheit erkaufen könnten, allein Sparsamkeit und Sorge für die Zukunft ist nun einmal ihre Sache nicht; sie verwenden das über die bestimmte Summe verdiente Geld lieber zum Ankauf von Tabak und Rum und ziehen es vor in der Sklaverei zu verharren, anstatt durch Entsagung dieser Genüsse die Freiheit zu erkaufen.

Im Allgemeinen sind die oben beschriebenen Arbeiten vorzugsweise die Beschäftigungen der Negerclaven; die freien Neger betreiben meist nur leichtere Geschäfte; sie handeln mit Geflügel, Früchten, gehen auf den Fischfang aus u. s. w., wobei sie jedoch nur so viel zu verdienen suchen, um damit ihren täglichen Unterhalt bestreiten zu können; ist für diesen gesorgt, und wäre es auch noch so früh am Tage, so widmen sie die übrige Zeit desselben dem lieben Müßiggange und rühren, auch wenn man ihnen hohen Lohn bietet, keine Hand weiter zu irgend einer Arbeit.

Es gibt hier in Brasilien, wie in allen andern Gegenden Amerikas, wo die Sklaverei noch herrscht, eine dreifache Art, auf welche die Neger ihre Freiheit erlangen können: die Geburt, die Freilassung und der Loskauf. Die Kinder bereits freier Neger sind natür-

lich auch frei. Freigelassen werden die Sklaven durch eine besondere Gunst ihrer Herren, indem dieselben ihnen für lange und treue Dienste die Freiheit schenken oder sie in ihrem Testamente für frei erklären. Will sich ein Neger selbst oder ein Weißer einen solchen frei kaufen, so kann sein Herr gezwungen werden, ihn frei zu lassen, wenn die bestimmte Summe erlegt wird. Diese Summe wird dadurch bestimmt, daß drei freie Arbeiter ihre Meinung darüber aussprechen, was die Arbeit und die Leistungen des Negers werth sind; nie darf diese Summe jedoch 1000 Milreis — ein Milreis kommt einem rheinischen Gulden an Werth ziemlich gleich — übersteigen, wohl aber kann eine geringere festgesetzt werden.

Die Neger in Bahia zeichnen sich durch ihre Größe, ihren kräftigen Körperbau, aber auch ihr wildes Aussehen vor allen Negern aus, die man sowohl in andern Städten Brasiliens, als auch auf den Pflanzungen findet. Männer sowohl als Frauen sind außerordentlich wohlgebildet und auch geistig sind sie meist keinesweges vernachlässigt. Manche von ihnen verstehen sogar Arabisch. Sie stammen fast alle von der Goldküste und zeichnen sich noch besonders durch

die außerordentliche Einigkeit unter einander aus, während die übrigen Stämme sich heftig unter einander anzuseinden pflegen. Aus demselben Grunde sind die Neger in Bahia aber auch zu aufrührerischen Bewegungen sehr geneigt, und in der That war kurze Zeit vor unserer Ankunft in Bahia ein ernstlicher Aufstand der Schwarzen ausgebrochen, in Folge dessen die Aufrührer sogar sich der Stadt auf mehrere Monate lang bemächtigt hatten, bis sie endlich, nachdem viele Menschen dabei ihr Leben verloren hatten und vieles Eigenthum zerstört worden war, von der rechtmäßigen Regierung wieder vertrieben wurden.

Die Kleidung dieser Neger trägt nicht wenig dazu bei, den Ausdruck von Wildheit, den ihnen die Gesichtszüge und die kräftige Gestalt geben, noch zu erhöhen. Sie besteht in der Regel nur aus kurzen Hosen, die von den Hüften nicht einmal bis an's Knie reichen; ganz vorzüglich aber trägt ihre Sitte, sich alles Haar von dem Kopfe vollständig abzuschneiden, dazu bei. Wer diese Menschen in einem solchen Anzuge schreiend und brüllend in kurzem Trabe, wie es ihre Gewohnheit ist, durch die Straßen laufen sieht, der kann sich einer gewissen Furcht kaum erwehren.

Die Brasilianer sehen im Allgemeinen auf die Rasse Neger — zu diesem großen Stamme gehören die meisten Neger von der Goldküste — mit Verachtung herab und nach ihrer Meinung sind diese nicht viel Besseres als Affen.

Nicht wenig wunderte ich mich bei meinen Wanderungen durch die Straßen von Bahia über eine höchst sonderbare Brügierung, die ich an einzelnen Negersclaven bemerkte. Es bestand diese in einer Maske von Blech vor dem Gesichte, die zwei Ausschnitte für die Augen und ein mit einigen kleinen Löchern versehenes Futteral für die Nase hatte; für den Mund jedoch war eine solche Oeffnung nicht zu bemerken. Auf die Erkundigung, die ich über diese seltsame Kopfzier einzog, erhielt ich Folgendes: Wenn nämlich ein Neger dem Trunke übermäßig ergeben ist, wodurch er natürlich seinem Herrn großen Schaden zufügen kann, indem er seine Kräfte zur Arbeit oder sich sonst zu den ihm angewiesenen Verrichtungen unbrauchbar macht, so legt ihm dieser jene Maske vor's Gesicht, von derselben gehen drei Bängel ab, die im Nacken durch ein Schloss unter einander befestigt werden, zu welchem der Herr den Schlüssel aufbewahrt;

man schneidet also auf diese Weise dem Frankensoldat die Möglichkeit ab, seinem Laster zu fröhnen. Diese Maske wird drei Mal des Tages abgenommen, zur Zeit des Frühstücks, Mittags- und Abendessens, aber stets nach Beendigung der Mahlzeit sogleich wieder angelegt. Auf den ersten Anblick erscheint dieses Verfahren ziemlich grausam, allein wenn wir bedenken, daß der Neger, dem eine solche Zwangskappe angelegt wird, ja nur seiner lasterhaften Gewohnheit zu entsagen braucht, um derselben wieder los zu werden, und daß es am Ende eben sowohl zu seinem eignen Besten als zum Vortheile des Herrn geschieht, so kann man eine solche Maßregel nur zweckmäßig nennen; und in der That heilt dieselbe gar bald den Maskenträger von seinem Laster, denn alle Neger ohne Ausnahme hegen vor einer solchen Maske eine große Scheu. Zugleich dient dieses Verfahren auch dazu, die Neger von einer andern übeln Gewohnheit, die sie aus ihrem Vaterlande mit herüber bringen, abwendig zu machen. Dort nämlich, so groß auch der Reichthum an Naturerzeugnissen aller Art ist, pflegen die Neger, die oft nur zu träg sind, sich durch eine kleine Anstrengung die nöthigen Lebensmittel zu ver-

schaffen, Erde zu essen, eine Gewohnheit, die ihnen wenigstens hier in Brasilien manche Krankheiten zuzieht und dadurch ihren Herren nicht geringen Schaden zufügt, denn ein kranker Slave kann nicht arbeiten und ist darum für seinen Herrn eine große Last. —

Am Nachmittage des zweiten Tages unseres Aufenthaltes in Bahia besuchten wir ein Nonnenkloster, welches sich auf der westlichen Seite der Oberstadt befand. Die Nonnen dort sind nämlich berühmt durch die Fertigkeit, aus Vogelfedern künstliche Blumen zu machen. Wir wurden in ein kleines Gemach geführt, welches von den eigentlichen Klostergebäuden durch eine dicke Mauer getrennt war; in dieser Mauer befand sich ein großes vergittertes Fenster, welches eigen zum Verkaufe jener Waare bestimmt war. Bald sahen wir uns von allerlei Kränzen umgeben, die man uns theils in Körben anbot, theils einen nach dem andern an einem Stabe durch das Gitter steckte. Jede Nonne muß der Reihe nach den Dienst der Verkäuferin übernehmen, so oft sich Liebhaber zu dieser Waare zeigen, und die Blumen werden ihr von schwarzen oder braunen Dienerinnen zugetragen. Ich

hatte, aus einem protestantischen Lande kommend, bisher weder ein Mönchs- noch ein Nonnenkloster gesehen und war daher nicht wenig neugierig auf diesen Klosterbesuch; allein statt eines jungen, schönen Mädchens, die ich zu sehen erwartete, war es eine alte abgelebte Frau mit welken, eingefallenen Zügen, die uns die Blumen zum Verkauf anbot. Wir machten aber dennoch verschiedene Einkäufe, da die Sachen zum Theil recht allerliebft gemacht waren, um sie als Merkwürdigkeit bei unserer Rückkehr nach Europa mit in das Vaterland zu bringen.

Auffallend waren mir die außerordentlich großen Mangobäume, welche sich in der Nähe dieses Klosters befanden; viele derselben waren doppelt so groß, als die, welche ich bei Rio Janeiro gesehen hatte. Diese Bäume gewähren in der Ferne durch das herrliche Grün, mit welchem sie so angenehm gegen die weißen glänzenden Häuser abstechen, einen herrlichen Anblick. Der gewöhnlich sehr dicke Stamm erhebt sich selten mehr als 8 bis 10 Fuß über den Boden und theilt sich dann in viele sich weit verbreitende Verästelungen, welche hoch emporsteigen und so dicht mit Laub bedeckt

sind, daß sie ein für die Sonnenstrahlen völlig undurchbringliches Dach bilden.

Das Leben und Treiben in Bahia ist von dem in Rio Janeiro in vielen Stücken wesentlich verschieden. Die Unterstadt ist der Sammelplatz aller derer, welche irgend ein Geschäft abzumachen haben. Hierher kommt Jeder, er mag ein Gewerbe haben, welches er wolle, des Morgens, denn dies ist hier ausschließlich die Geschäftszeit. — Der Kaufmann hat dort sein Comptoir, auch befindet sich hier die Börse; der Arzt besucht seine Kranken in diesem Stadttheile, (die gewöhnlich hier weit zahlreicher als in der gesund gelegenen Oberstadt sind) oder auf den im Hafen liegenden Schiffen; die Capitaine fremder Schiffe, um Frachten abzuschließen; der Handwerker, der Zollbeamte, der Advocat, der Wechselr und wie alle die mancherlei Berufsarten des dortigen Lebens sind: jeder hat dort etwas zu besorgen, zu ordnen, zu kaufen. Früh schon finden sich da die Neger ein, um Lasten zu schleppen; die Negerinnen, welche Hühner, Früchte, Fische und dergl. zum Verkauf ausstellen oder auf offener Straße Speisen kochen für ihre schwarzen Landsleute; andere Neger sieht man mit den Cadeiras an

den Straßenecken halten, indem sie jeden Vorübergehenden mit dem Zuruf belästigen: Cadeira Senhor, sol está munte quente hoje! (eine Cadeira, mein Herr, die Sonne ist heute sehr heiß) oder: es wird gleich regnen, nehmen der Herr eine Cadeira. Die Restaurationen und Schankorte sind dann die besuchtesten Plätze; dort sammeln sich die verschiedensten Menschen, theils um Geschäfte abzuschließen, theils nur um sich einander zu treffen, oder eine müßige Stunde hinzubringen. Um 12 Uhr nimmt man, da der Weg nach Hause zu weit und beschwerlich ist, das Frühstück ein, dann begibt sich jeder wieder an seine Arbeit und um 3 Uhr eilt Alles der Wohnung in der Oberstadt zu. Die Comptoire werden geschlossen, die Kaufläden gesperrt, die Gasthäuser leeren sich und binnen ganz kurzer Zeit hat sich die so eben noch ganz geräuschvolle Unterstadt in eine stille Oede umgewandelt; erst am Abende beleben sich die Straßen wieder durch die daselbst ihr Wesen treibenden untersten Volksclassen, meist aus Negern und Farbigen bestehend. In der Oberstadt angelangt eilt man zum Genuße des Mittagmahles und bringt den übrigen Theil des Tages mit Erholungen und Vergnügungen zu, bis sich am

folgenden Morgen der gleiche Lebenslauf wiederholt. Die Abende verbringt man gewöhnlich mit Kartenspiel, Spaziergehen in öffentlichen Gärten, welches der prachtvolle Mondschein und das herrliche Klima außerordentlich angenehm macht; auch besucht man häufig das Theater, welches in der Oberstadt liegt und das einzige des Ortes ist; es wird daselbst in der Landessprache, der portugiesischen, gespielt; das Schauspiel beginnt spät und endet erst oft lange nach Mitternacht. Alle Geschäfte, denen die Einwohner von Bahia obliegen, alle Vergnügungen, die sie auffuchen, treiben und finden sie also in der Stadt; nur selten macht man Vergnügungs- und Erholungsreisen in die Umgegend derselben, wie schön auch diese zum Theil ist und wie große Reize die hier herrschende tropische Natur für den Fremdling bietet, der dieses herrliche Land zum ersten Male betritt. Freilich steht darin Bahia der Hauptstadt des Landes bei weitem nach, wozu der gänzliche Mangel an gebahnten Wegen nicht wenig beiträgt. Einer der anmuthigsten Spaziergänge ist hier der nach dem Rio vermelho (dem rothen Flusse), so genannt wegen seines rothen, lehmigen Wassers. Da, wo dieser Fluß sich in's Meer

ergießt, liegt ein kleiner Ort, wo die in katholischen Ländern üblichen Kirchenfeste gefeiert zu werden pflegen; dann kommen hier eine Menge Menschen aus der Stadt zusammen; der Weg dahin ist der beste in der ganzen Umgegend, breit und geebnet, und hin und wieder liegen freundliche Landhäuser an der Straße.

Die schönste Ansicht der Stadt Bahia hat man von einer Anhöhe, welche der Victoria ganz am Ende, wo das Land von der Bai begrenzt wird, gegenüber liegt; man übersieht von hier aus die ganze Stadt, den Hafen und die Insel Taparica; es lohnt sich für den Fremden gar sehr, diesen wirklich prachtvollen Punkt zu besuchen, wenn gleich der Weg dahin ein recht langweiliger ist, denn man muß stundenlang durch die immer gleichen Häuserreihen der Stadt wandern. Zugleich befindet sich hier eine schöne Kirche, die sich durch ihre innere reiche Ausstattung auszeichnet.

Einige Tage reichten hin, um das, was ich in dem gegenwärtigen Abschnitte den geneigten jungen Lesern mitgetheilt habe, zu beobachten, und da die Umgegend von Bahia für unsere Sammlungen eben

folgenden Morgen der gleiche Lebenslauf wiederholt. Die Abende verbringt man gewöhnlich mit Kartenspiel, Spazierengehen in öffentlichen Gärten, welches der prachtvollen Mondschein und das herrliche Klima außerordentlich angenehm macht; auch besucht man häufig das Theater, welches in der Oberstadt liegt und das einzige des Ortes ist; es wird daselbst in der Landessprache, der portugiesischen, gespielt; das Schauspiel beginnt spät und endet erst oft lange nach Mitternacht. Alle Geschäfte, denen die Einwohner von Bahia obliegen, alle Vergnügungen, die sie auffuchen, treiben und finden sie also in der Stadt; nur selten macht man Vergnügungs- und Erholungsreisen in die Umgegend derselben, wie schön auch diese zum Theil ist und wie große Reize die hier herrschende tropische Natur für den Fremdling bietet, der dieses herrliche Land zum ersten Male betritt. Freilich steht darin Bahia der Hauptstadt des Landes bei weitem nach, wozu der gänzliche Mangel an gebahnten Wegen nicht wenig beiträgt. Einer der anmuthigsten Spaziergänge ist hier der nach dem Rio vermelho (dem rothen Flusse), so genannt wegen seines rothen, lehmigen Wassers. Da, wo dieser Fluß sich in's Meer

ergießt, liegt ein kleiner Ort, wo die in katholischen Ländern üblichen Kirchenfeste gefeiert zu werden pflegen; dann kommen hier eine Menge Menschen aus der Stadt zusammen; der Weg dahin ist der beste in der ganzen Umgegend, breit und geebnet, und hin und wieder liegen freundliche Landhäuser an der Straße.

Die schönste Ansicht der Stadt Bahia hat man von einer Anhöhe, welche der Victoria ganz am Ende, wo das Land von der Bai begrenzt wird, gegenüber liegt; man überseht von hier aus die ganze Stadt, den Hafen und die Insel Taparica; es lohnt sich für den Fremden gar sehr, diesen wirklich prachtvollen Punkt zu besuchen, wenn gleich der Weg dahin ein recht langweiliger ist, denn man muß stundenlang durch die immer gleichen Häuserreihen der Stadt wandern. Zugleich befindet sich hier eine schöne Kirche, die sich durch ihre innere reiche Ausstattung auszeichnet.

Einige Tage reichten hin, um das, was ich in dem gegenwärtigen Abschnitte den geneigten jungen Lesern mitgetheilt habe, zu beobachten, und da die Umgegend von Bahia für unsere Sammlungen eben

nicht viel Interessantes versprach, so benutzten wir die Gelegenheit, welche ein von hier nach Pernambuco segelndes Packschiff uns bot, die Reise nach dieser Stadt anzutreten, von wo aus wir die nördlichen Provinzen, insbesondere auch die Gold- und Diamantendistricte zu besuchen gedachten.

Unsere Reise war kurz und glücklich; nach acht Tagen wurde am frühen Morgen von dem wachhabenden Matrosen Land verkündigt und einige Stunden später sahen wir die Küste vom Verdeck aus wie eine schwarze lange Wolke über den Horizont sich erheben. Der Anblick derselben war nichts weniger als reizend, weil die Umgegend von Pernambuco flach und öde ist. Die Stadt liegt fast in gleicher Höhe mit dem Meeresspiegel; wir sahen daher nur denjenigen Theil von ihr, der unmittelbar am Ufer liegt. Höchst auffallend war mir eine eigenthümliche Art von Fahrzeugen, die, als wir in den Hafen segelten, in großer Anzahl an uns vorüberfuhren. Diese Fahrzeuge nennt man Jangadas; sie gleichen einem Floße, bestehen aus sechs aneinander gereihten, durch mehrere Querstücke verbundenen Balken aus sehr leichtem Holze; vorn ist jeder einzelne Balken spitz be-

hauen, nach unten etwas abgeschrägt, eine Form, welche dazu wesentlich beiträgt, das Wasser leichter zu durchschneiden. Hinten befindet sich das sehr einfache Steuerruder, auf dem Flosse ein Mast, woran ein im Verhältnisse zum Fahrzeuge sehr großes Segel befestigt ist; ferner eine hölzerne Bank und mehrere aufrecht stehende Stücke Holz, woran die Ruder und die Behälter befestigt sind, in welchen sich die Lebensmittel befinden. Diese Jangadas, worauf sich gewöhnlich zwei Menschen, meist Neger befinden, werden vorzüglich zum Fischfang benutzt und es ist unglaublich, mit welcher Kühnheit die Führer derselben oft mehrere Meilen weit in das Meer hinausgehen. Da die See immer das Floß bespült, so befindet es sich natürlich meist unter Wasser, und deshalb müssen die Gefäße, in welchen die Lebensmittel, Fleisch, Mehl und Wasser mitgenommen werden, wasserdicht verschlossen und gut befestigt sein, damit nicht eine überstürzende Welle den ganzen kleinen Vorrath fortreißt oder durch ihr Salzwasser verdirbt. Es geschieht gar oft, daß einer der Führer selbst durch eine Welle von seiner Jangada herunter ins Meer geworfen wird, allein daraus machen sich die Leute wenig; mit gro-

sem Gleichmuth und lachend erkletterten sie wieder ihr leichtes Schiff. Der Hafen von Bernambuco wird von einem Riffe gebildet, das in geringer Entfernung vom Ufer längs der Küste sich hindehnt; wir mußten daher, ehe wir aus dem äußeren Hafen in den inneren segelten, einen Lootsen abwarten, der unser Schiff in den letzteren führte. Am Eingange desselben auf der Südseite steht ein schöner Leuchthurm. Außerhalb des Riffes tobt eine heftige Brandung, im Innern aber herrscht beständige Ruhe, und bei voller Fluth ist das Wasser tief genug, die größten Handelschiffe zu tragen.

Wie die Ansicht von Bernambuco und die Umgegend eben keine besonderen Reize darbietet, so ist auch das Innere der Stadt keinesweges freundlich und angenehm zu nennen. Die Häuser sind hier sehr hoch, die Straßen außerordentlich enge und schmutzig. Das einzige Reinigungsmittel derselben bietet die Natur durch den Regen, und in der That werden auch wenigstens die abschüssigen Straßen ziemlich rein durch denselben erhalten; die weniger abschüssigen aber sind in der nassen Jahreszeit mit Schlamm und Wasser angefüllt, in der trockenen dagegen verwandelt sich

dieser Schlamm in Staubwolken. Die Stadt besteht hauptsächlich aus drei Theilen; Recife heißt der erste, in welchem der bedeutendste Handel getrieben wird, sie liegt auf einer schmalen Landenge zwischen dem Meere und einem Flusse; der zweite, St. Antonio, ist auf einer Insel erbaut und enthält viele Kaufläden, auch den Palast des Präsidenten; der dritte endlich, Boa Vista genannt, erhebt sich auf dem Festlande, besteht aus einer einzigen Straße und ist bei weitem der schönste Theil der ganzen Stadt. Die beiden letzteren Theile werden durch zwei hölzerne Brücken miteinander verbunden.

Pernambuco liegt auf dem östlichen Punkte des Festlandes von Amerika; dies ist der Grund, warum es das ganze Jahr hindurch den Passatwinden ausgesetzt ist. Passatwinde nennt man bekanntlich diejenigen, welche in gewissen Gegenden, wozu auch dieser Theil von Amerika gehört, mehrere Monate lang nach einer und derselben Richtung wehen. Aus diesem Grunde ist das Klima um Pernambuco kühler und gesünder als in allen andern Gegenden von Brasilien.

Öffentliche Gebäude gibt es in Pernambuco sehr

wenige, einige Kirchen ausgenommen, und in der ganzen Stadt war kein einziges Gasthaus aufzufinden. Das ansehnlichste Gebäude ist der sogenannte Palast, worin die Regierungsbehörde ihren Sitz hat; in früheren Zeiten ist es ein Jesuiten-Collegium gewesen. Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin mit einigen Worten dieser Religionsgesellschaft zu gedenken. Bekanntlich wurde sie von einem spanischen Ritter, Namens Ignaz Loyola gestiftet; ihr Zweck war ursprünglich ein edler, die Ausbreitung der christlichen Religion. Allein allmählig gingen die Anhänger dieses geistlichen Ordens über diesen lobenswürdigen Zweck hinaus, indem sie die Macht, welche sie sich bei den Fürsten zu verschaffen wußten, zur Erreichung allerhand weltlicher Absichten benutzten. Besonders aber war es die Bekämpfung des Protestantismus, welche sie sich angelegen sein ließen. Einer ihrer verderblichsten Grundsätze lautet einfach und wörtlich: „Der Zweck heiligt das Mittel.“ Dadurch suchten und wußten sie die abscheulichsten Verbrechen und Schandthaten zu rechtfertigen und mehrere Jahrhunderte hindurch haben sie auf diese Weise ihr Unwesen an den Höfen und in Nähe der Fürsten, auf den Schreupfählen der Kirche

und in tausend andern Gestalten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens getrieben, bis endlich Fürsten und Völker zu der Ueberzeugung gelangten, daß von einer solchen Gesellschaft kein Heil zu erwarten sei, und darum in den neuern Zeiten die Jesuiten fast aus allen Ländern sind vertrieben worden. Wir würden aber zu weit gehen, wenn wir alle Männer, die dieser Gesellschaft angehört haben, mit den Namen von Bösewichtern belegen wollten; vielmehr gibt es unter ihnen manchen achtungswerthen Namen, und insbesondere haben sich die Jesuiten überhaupt durch ihren außerordentlichen Eifer bei Ausbreitung des Christenthums unter den heidnischen Völkern fast aller Welttheile außerordentlich große Verdienste erworben. Auch in Brasilien ist dies in hohem Grade der Fall gewesen; vor kürzer als einem Jahrhundert besaßen sie hier noch großes Ansehen und ausgedehnte Macht; sie benutzten dies namentlich zur Ausbreitung des Christenthums unter den damals weit zahlreicheren Indianerstämmen; zu jenen Zeiten hatten viele der letzteren ihr wildes Leben aufgegeben und waren Christen geworden, seit der Unterdrückung der Jesuiten aber sind sie fast sämmtlich in den Zustand der Wild-

heit und Götzendienerei zurückgekehrt, aus welchem sie mit so großer Mühe und Gefahr erlöst worden waren. Unter den Brasilianern herrscht allgemein der Glaube, daß die Vertreibung der Jesuiten und der Untergang ihrer Macht ein schwerer Verlust für das Wohl des Landes gewesen sei; ihr Andenken wird noch lange hier fortbauern und man hört stets nur mit Bedauern und Achtung von ihnen reden. Dies wird jetzt von den Besseren im Volke um so mehr erkannt, je sittenloser und verderbter die Mitglieder des geistlichen Standes sich zeigen, denn es ist leider nicht zu leugnen, daß dieselben unmoralischer sich aufführen, als irgend eine andere Menschenklasse.

Die Einwohner von Pernambuco haben große Aehnlichkeit mit denen von Rio Janeiro; ein ganz anderes Ansehen aber haben die Leute aus den Provinzen, die sich hier, wie überall, gar leicht von den Bewohnern der Städte unterscheiden lassen. Ein sehr schöner Menschenschlag sind die Landbewohner aus der Umgegend von Rio Janeiro, besonders die aus den Berggegenden; die aus der Umgegend von Pernambuco dagegen sind von unansehnlicher Gestalt und schwarzbrauner Farbe. Man theilt sie hauptsächlich

in zwei verschiedene Classen, in Matutos und Pertanejos. Die ersteren bewohnen die niedrige flache Gegend, welche sich von der Küste aufwärts nach dem Hochlande erstreckt, die letzteren, das sogenannte Pertao, zu deutsch Wüste, worunter man aber hier mehr ein unbewohntes Land zu verstehen hat. Ihre Kleidung hat manches Eigenthümliche; sie besteht aus einem niedrigen, breitrandigen Hute und einer Jacke nebst Hosen von gelblich braunem Leder, welches gewöhnlich aus der Haut verschiedener Hirscharten bereitet ist. Statt der Weste tragen sie gewöhnlich ein dreieckiges Stück von demselben Leder, das mit Riemen von gleichem Stoffe um Hals und Leib befestigt ist. Stiefel sind ihnen gänzlich unbekannt; sie tragen an deren Statt Schuhe oder Pantoffeln von braunem Leder. Die Matutos finden auch diese einfache Kleidung bisweilen überflüssig und begnügen sich gewöhnlich mit weißen, baumwollenen Beinkleidern, die nur bis unter die Knie reichen und wobei der übrige Theil des Beines nackt bleibt.

Unseres Bleibens in Pernambuco war nicht lange, denn die Stadt bietet außer dem, was ich unsern jungen Lesern berichtet habe, keine Merkwürdig-

keiten dar; wir waren daher bald bedacht, unsere Reise nach den nördlichen Gegenden in's Werk zu setzen. Zunächst aber galt es einen Ausflug nach der Stadt Olinda. Dahin führen von Pernambuco drei Wege; der eine, längs dem Ufer sich erstreckend, wird jedoch, seines lockern, sandigen Bodens wegen und weil man den glühenden Sonnenstrahlen ohne allen Schutz ausgesetzt ist, nur selten benutzt. Auf einem andern Wege fährt man in einem Kanoe einen Fluß hinauf, der mit dem Meere in immer gleicher Richtung fortläuft und von diesem nur durch eine Sandbank getrennt ist. Der Weg aber, welchen wir wählen, läuft eine bedeutende Strecke landeinwärts, mit dem Flusse in gleicher Richtung. Er ist vollkommen eben und zu beiden Seiten desselben gewahrt man hübsche Landhäuser; hier und da ist er von Mimosen-Hecken eingefaßt, und zwischen diese hindurch rankt sich eine kletternde Gattung des Jasmin, dessen weiße Blumen die Luft mit dem lieblichsten Wohlgeruche erfüllen. Der Saum am Rande prangte mit großen blaßgelben Blumen und den schönen rothen Kronen einer Sumpfpflanze.

Das Ziel unserer Reise war bald erreicht; die

Stadt Olinda lag vor uns; sie breitet sich, nicht weit vom Meere, sehr anmuthig auf einer Höhe aus, ist von bedeutendem Umfange und muß in früheren Zeiten nach den vielen Kirchen und Klöstern, die man daselbst noch findet, zu urtheilen, sehr belebt gewesen sein; jetzt ist sie fast wüst und verödet zu nennen; viele schöne Häuser sind unbewohnt und verfallen allmählig, und in den Straßen wuchert Gras und Unkraut. Am äußersten Ende der Stadt nach dem Meere hin stehen die Trümmer eines großen Klosters, welches, wie man uns sagte, einem Einsiedler zur Wohnung diente, der schon seit siebzehn Jahren hier gelebt hatte. Dies erregte unsere Neugier und wir säumten nicht, das Kloster aufzusuchen. Wir fanden ein großes Gebäude mit einer Kirche in der Mitte, die noch immer zum Gottesdienste benutzt wird. Links und rechts dehnten sich die Flügel aus, welche die Gemächer enthielten, die einst von Mönchen bewohnt waren, jetzt aber gingen sie mit schnellen Schritten ihrem Verfall entgegen.

Der Beschreibung zufolge sollte der Einsiedler in den Trümmern des südlichen Flügels seine Wohnung haben. Wir gingen dahin, fanden auch das Gemach,

wo er gewöhnlich zu treffen sein sollte, von ihm selbst aber keine Spur. Bei dem Suchen nach ihm kamen wir in einen kleinen, von Schutt fast verstopften Hofraum und aus diesem in ein großes dunkles Gemach, welches zum Theil mit Bausteinen und Schutt angefüllt war. Auf dem Boden dieses schauerlichen Raumes lag der Einsiedler im kläglichsten Zustande. Seine einzige Bedeckung bestand in einem Stück dünnen schwarzen Zeuges, das er um den Leib gewunden hatte; Kopf, Arme, Beine und Füße waren vollkommen nackt. Langes graues Haar bedeckte seinen Kopf und der nicht minder lange graue Bart fiel ihm bis auf die Brust herab. Dem Ansehen nach mochte er wohl ein Alter von sechszig Jahren haben, allein unglückliche Verhältnisse und seine schon seit so geraumer Zeit geführte strenge Lebensweise hatten ihn wahrscheinlich früher altern lassen. Mühsam richtete er sich auf, als wir uns ihm näherten, und wendete den halb erloschenen Blick nach uns. Auf die theilnehmende Frage nach seinen Umständen, die mein Reisegefährte in portugiesischer Sprache an ihn richtete, begann er zuerst ein winselndes Geföhln und erzählte dann mit abgebrochenen Worten, die ihm große An-

strenge verursacht, daß er vor zwei Tagen durch das obere Gemach gegangen, der Boden aber unter seinen Füßen gewichen und er auf die Stelle herabgestürzt sei, wo wir ihn fanden. Es hatte ihm die Kraft gefehlt, sich selbst wieder aufzurichten und so war er zwei Tage lang in diesem schrecklichen Zustande liegen geblieben. Wir versuchten es nun zwar, ihn aufzurichten, aber die geringste Bewegung verursachte ihm die heftigsten Schmerzen, welches uns auf die Vermuthung brachte, daß der Unglückliche ein Glied gebrochen haben müsse. Ein junger Mann aus Olinda, der uns begleitet hatte, eilte nun augenblicklich davon, um Beistand herbeizuholen und den Verunglückten in's Krankenhaus schaffen zu lassen. Alles, was wir über diesen elenden Mann erfuhren, bestand darin: daß er früher Offizier gewesen war und sich, um ein begangenes Verbrechen abzubüßen, in diese Einsamkeit zurückgezogen hatte.

Außerdem besuchten wir auch noch ein in der Nähe der Stadt befindliches Nonnenkloster, dessen Bewohnerinnen mit eingemachten Früchten handelten. Die Art des Verkehrs mit ihnen war verschieden von der im Kloster zu Bahia; denn wir bekamen hier die

Verkäuferinnen nicht einmal zu sehen, sondern konnten nur mit ihnen reden. Die Früchte wurden auf eine Art Drehtisch gestellt und auf diese Weise zu uns heraus befördert, während wir das Geld und die leeren Teller auf dieselbe Weise wieder hineinsandten.

Außerordentlich groß ist der Pflanzenreichthum um die Stadt Olinda herum, besonders aber sind es eine Menge der schönsten Bäume, der herrlichen Cocospalmen, Brotbäume und Orangen, welche der Umgegend einen kostbaren Schmuck verleihen. Auch an den Häusern in der Nähe der Stadt gibt es schöne Gärten, die eben so geschmackvoll angelegt als sorgfältig unterhalten werden; sie sind mit sehr schönen, theils brasilianischen, theils indischen Gewächsen geschmückt und mit Hecken umzogen, welche aus Mimosen und anderem Gesträuch bestehen und über die sich eine große Gattung Flachsseide mit ihren langen gelben und fadenartigen Stengeln schlingt, die ihnen ein ganz eigenthümliches Ansehen geben.

Einen recht angenehmen Genuß gewährte uns ein Besuch auf einem Landhause, wohin uns ein in Olinda wohnender Engländer, dessen Bekanntschaft

wir daselbst gemacht, eingeladen hatte. Ein kleines Flößchen, der Rio Capibaribe, der sich bei Bahia in den Hafen ergießt, bildete die Straße dahin und wir bestiegen daher ein indisches Kanoe, denn nur für solche ist das Wasser fahrbar. Ein solches Kanoe ist eigentlich weiter nichts als ein ausgehöhlter großer Baumstamm, der eine Länge von ungefähr 40 und eine Breite von nur 3 Fuß zu haben pflegt. Die beiden Enden sind überdeckt und bilden auf diese Weise zwei kleine Kajüten, die zur Aufbewahrung der Waaren und Lebensmittel dienen; sind sie leer, so dienen sie der Schiffsmannschaft zur Schlafstelle.

Oft sind diese Kanoes geräumig, daß 15 bis 18 Personen in ihnen mit ziemlicher Bequemlichkeit Platz finden. Das Fahrzeug, welches unserer kleinen Reise dienen sollte, hatte einen einzigen langen dünnen Mast mit einem dreieckigen Segel; es war bis auf zwei Fuß über seinen Rand mit Fracht beladen. Man kann sich leicht denken, daß eine solche Fahrt eben nicht die bequemste ist; wir waren stets zum Sitzen auf einer Kiste genöthigt und hatten keinen andern Schutz gegen die Sonne, als unsere Regenschirme. Die ganze Schiffsmannschaft pflegt nur aus drei Männern, dem

eigentlichen Schiffer und seinen Gehülfen zu bestehen; alle sind, wie man sich leicht denken kann, Neger. Sie rudern ihr Fahrzeug, das nicht allein sehr schwerfällig, sondern auch, wie das unsere, stark beladen zu sein pflegt, mit einer wirklich bewundernswürdigen Kraft und Ausdauer gegen die Strömung des Flusses an und lassen dabei unaufhörlich jenen einförmigen, freischenden Gesang ertönen, durch welchen sie sich gegenseitig zur Arbeit zu ermuntern pflegen. Dieser Gesang, wild und unharmonisch, wie die Töne der Thiere des Waldes, macht auf den Fremden, der ihn noch nicht vernommen hat, einen eigenthümlichen schauerlichen Eindruck, besonders in der Stille der Nacht, wenn das Echo dieser Lieder weithin durch die Wälder wiederhallt und sich mit dem Krächzen der Eulen und dem Gebrülle der im Walde hausenden Thiere mischt. Nichts desto weniger war unsere Fahrt recht angenehm, denn die am Ufer liegenden Landhäuser, von ihren schönen mit prachtvollen Blumen besetzten Gärten umgeben, gewährten einen köstlichen Anblick. Viele dieser Häuser sind nur während der sogenannten schönen, d. h. trockenen Jahreszeit bewohnt, und die Stadtbewohner kommen dann hierher, um sich

in dem Flusse zu baden; an jedem Hause befindet sich zu diesem Zwecke eine große in den Fluß sich erstreckende Vermachung, eine Art Badehaus, dessen Dach und Seiten mit Cocosblättern bedeckt sind. Diese leichten Hütten müssen alljährlich wieder neu errichtet werden, da die Strömung des in der nassen Jahreszeit hoch anschwellenden Flusses sie hinwegzureißen pflegt.

Wir langten nach einer Fahrt von mehreren Stunden glücklich am Orte unserer Bestimmung an und wurden, wie fast überall auf unserer Reise durch dieses Land, mit großer Gastfreundlichkeit empfangen. Auch die eigentlichen Brasilianer behandeln jeden Fremden, besonders wenn er ihnen auf irgend eine Weise empfohlen worden ist, mit der größten Aufmerksamkeit und dies trägt gar sehr dazu bei, das Reisen in jenen Gegenden zu erleichtern. Denn zu den größten Uebelständen, die ein Reisender in Brasilien zu ertragen hat, gehört vorzüglich die Schwierigkeit, eine Wohnung zu finden. Außer in Rio Janeiro, Bahia und einigen andern Städten der Berggegenden gibt es im ganzen ungeheuren Reiche nirgend ein Gasthaus und selbst diese werden nur von Ausländern unterhalten. Unternimmt ein Brasilianer eine Reise, so müssen ihn

eine Menge von Dienern begleiten und diese wiederum Alles mit sich führen, was zu den Bedürfnissen der Reise gehört, Lebensmittel, Kochgeschirre, Betten u. dgl. Glücklicherweise gibt es selten eine Stadt oder ein Dorf, wo nicht wenigstens irgend ein leeres Haus zu finden wäre; von diesem nimmt man dann ohne Weiteres Besitz und richtet sich hier mit den mitgebrachten Sachen so wohnlich als möglich ein; ist ein solches Haus ja nicht zu finden, so begnügt man sich in der trockenen Jahreszeit mit einem Lagerplatze unter einigen großen Bäumen und befestigt die Hängematten an den Zweigen derselben. Da unser Gastfreund, wie wir erwarten konnten, ganz auf europäische Art eingerichtet war, so hatten wir solcher Reisezurüstungen nicht bedurft.

Am nächsten Morgen schon brachen wir wieder auf, um eine kleine in der Nähe befindliche Niederlassung zu besuchen, die, weil Deutsche sie gegründet hatten und bewohnten, für mich von großem Interesse war. Wenn man nämlich fern von der Heimath unter fremdem Himmelsstriche sich befindet und keine Laute als die fremder Zungen hört, so gewährt es gewiß die größte Freude, sich einmal in seiner Muttersprache

aussprechen zu können, sie von andern Lippen zu vernehmen. Auch ich hatte diese süßen Töne seit lange schon schmerzlich entbehrt und sehnte mich darum außerordentlich, wieder einmal die liebe deutsche Sprache zu reden, Landsleute zu sehen. Nach einem mehrstündigen Marsche durch den Urwald gelangten wir in ein gelichtetes Thal, wo die Hütten der deutschen Ansiedler standen, mehrere derselben kamen uns eine Strecke entgegen, um uns zu bewillkommen und uns zu bitten, einige Tage bei ihnen zu verweilen. Ihre Freude über unser Erscheinen war um so größer, als sie mich ihnen in deutscher Sprache antworten hörten. Fragen und antworten wollten zwischen mir und ihnen nicht aufhören, woran sich mein Gönner außerordentlich ergözte. Mir war es, als hätte ich liebe Verwandte und Freunde, theure Brüder wieder gefunden. Gar bald erfuhr ich, daß meine deutschen Landsleute fast alle aus dem lieben Schwabenlande stammten; sie hatten vor ungefähr zwölf Jahren ihr Vaterland verlassen, durch trügerische Versprechungen verlockt, um sich in Nordamerika anzusiedeln. Aber, wie es so oft den unglücklichen Auswanderern begegnet, sie hatten sich in ihren Erwartungen von dem Glücke in dem

fernen Erdtheile schmählich getäuscht gefunden und waren froh gewesen, durch Hülfe eines deutschen Landsmannes die Mittel zu erhalten, nach Brasilien über zu fahren und hier diese kleine Niederlassung zu gründen. Freilich war das Loos, welches sie hier fanden, auch nur sehr bescheiden; sie waren zufrieden, ihren Lebensunterhalt durch Fertigung von Holzkohlen, die sie in die Stadt zum Verkauf beachten, zu gewinnen. Die Hütten dieser guten Leute — denn Häuser konnte man ihre Wohnungen nicht nennen — waren zwar nur klein, aber in ihrer ganzen Einrichtung, in ihrer Reinlichkeit und Behäbigkeit trugen sie deutlich das Gepräge der Ordnungsliebe und Gemüthlichkeit, welche unsere deutschen Landsleute so vortheilhaft auszeichnet, sie mögen leben, unter welchem Himmelsstriche sie wollen. Mein freundlicher Gönner mochte mir dieses Gefühl anmerken, er klopfte mir sanft auf die Schulter und sprach: „Sie haben vollkommen Recht, eben stolz auf Ihre Landsleute zu sein, als ich es auf die meinigen bin; ich ehre Ihr Gefühl, wie ich Euch Deutsche achte.“ — Eines der leerstehenden Häuser wurde uns nun zur Wohnung angewiesen und meine guten deutschen Landsleute beeiferten sich wechselseitig,

uns mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen, so gut es ihre geringen Vorräthe nur immer hergeben wollten, zu versehen. Wir schnürten des Nachts unsere Hängematten in einem kleinen Gemache jenes Hauses auf und schliefen hier ruhig bis zum Morgen. Schon warteten mehrere der Ansiedler auf unser Erwachen, um sich nach unsern Bedürfnissen zu erkundigen, allein mein freundlicher Gönner lehnte nicht nur alles ab, sondern bot ihnen auch, da wir uns recht wohl überzeugt hatten, daß die armen Leute sich eben nicht in den glänzendsten Umständen befanden, ein bedeutendes Geschenk an Gelde an zur Vertheilung unter die ganze Ansiedelung, welches sie jedoch nur ungern und nach langem Weigern annahmen. Recht lieb war es uns, daß zwei dieser Ansiedler sich erbieten, uns durch den nahen Urwald zu Führern bis ans Meer zu dienen und uns dann nach der kleinen Insel Stamarica auf einer Jangada zu bringen, die sie jenseits des Waldes am Meere liegen hatten. Nach einem herzlichen Abschiede von unsern gutmüthigen Wirthen brachen wir auf und erreichten bald den in geringer Entfernung von der Ansiedelung liegenden Urwald. Hier erblickten wir einen Baum von unge-

heurer Größe, gegen welche die in meinem Vaterlande berühmten Linden wahre Zwerge waren; der Boden unter ihm war mit seltsamen topfförmigen Kapseln bedeckt, die fast die Größe eines Menschenkopfes hatten. Ihre Aehnlichkeit mit einem Topfe wird vermehrt durch den großen Deckel, der von jeder einzelnen abfällt, sobald der darin befindliche Samen gereift ist. Die meisten waren leer und ihre Nüsse hatten die Affen verzehrt, welche wie wir von unsern Führern hörten, diese Früchte mit großer Begierde auffuchen. — Am Ende des Waldes gelangten wir in ein anderes Thal, welches ganz auf ähnliche Weise wie das, worin sich jene Niederlassung befand, gelichtet war und in der That entdeckten wir auch bald darauf mehrere verfallene Hütten; es war dies der erste Sitz jener Ansiedelung gewesen, den die Kolonisten aber bald wieder verlassen hatten, um näher an der Stadt Olinda zu sein, wohin sie namentlich ihre Kohlenvorräthe verhandelten. In der Nähe dieser verlassen Hütten fanden wir einen reichen Vorrath der herrlichsten Ananas, deren Genuß uns nicht wenig erquickte.

Nach einer mehrstündigen Wanderung erreichten wir die Küste und entdeckten auch bald das unsern

freundlichen Führern gehörige Fahrzeug, mit welchem wir alsbald in die See stachen. Diese Fahrzeuge sind für einen Fremden so seltsam, daß ich, hätte ich mich nicht schon früher überzeugt, daß sie trotz ihrer eigenthümlichen Bauart vollkommen sicher wären, Bedenken getragen hätte, mich demselben anzuvertrauen. Ein frischer Südwestwind blähte das schwellende Segel und schneller als wir gedacht hatten, landeten wir auf der östlichen Seite der Insel in der Nähe der kleinen Stadt Pilar. Mein Gönner hatte Empfehlungen an den Besitzer eines hiesigen Salzwerkes mitgebracht und von diesem wurden wir nicht allein sehr freundlich aufgenommen, sondern er bot uns auch sogleich sein Haus zur Wohnung während der Dauer unseres Aufenthaltes auf der Insel an. Hier nahmen unsere treuerherzigen Führer Abschied und segelten nach ihrer bescheidenen Kolonie zurück; ich konnte mich von den deutschen Landleuten nicht ohne eine gewisse Wehmuth trennen; wußte ich doch nicht, wie lange nun wieder die Laute der lieben Muttersprache meinen Ohren fremd bleiben würden.

Die Gebäude auf der Insel bestehen fast alle nur aus einem einzigen Stockwerke, die Mauern aus höl-

zernen Rahmen, die mit Lehm ausgefüllt sind, die Dächer sind mit Ziegeln gedeckt. Das Haus, in welchem wir wohnten, enthielt mehrere annehml.iche mit Bretern gebielte Gemächer und lag, von Cocusbäumen umgeben, sehr anmuthig am Meeresufer. Bei einem Spaziergange, den ich noch am Abende unternahm, ward ich Zeuge einer recht ergöglichen Naturmerkwürdigkeit. Nachdem ich nämlich vorher schon bemerkt hatte, daß das ganze Ufer mit Krabben von verschiedener Größe bevölkert war, gewahrte ich ein kleineres dieser Thiere, wie es eben mit dem Baue oder der Erweiterung seiner Höhle beschäftigt war. Ich beschloß, seine Berrichtungen genau zu beobachten und sah nun, wie es alle zwei Minuten mit einem Theilchen Sand in der linken Scheere auf der Oberfläche erschien und diesen mit einem plöglichen Wurfe gegen 6 Zoll weit von sich schleuderte; dies geschah jedoch jedes Mal nach einer andern Richtung, wahrscheinlich damit von dem ausgeworfenen Sande nirgend eine Anhäufung entstehen sollte. Da ich eben mehrere gesammelte Muscheln in der Tasche hatte, so suchte ich eine derselben in die Höhle zu werfen, um zu sehen, ob die Krabbe sie

wieder herausbringen würde. Von den vierten, welche ich in dieser Absicht auswarf, fiel nur eine in den Bau; die andern blieben einige Zoll weit davon liegen. Nach mehrern Minuten kam das Thierchen wieder zum Vorschein und trug die Muschel, die es mit herausbrachte, einen Fuß weit von seinem Baue hinweg. Als es hierauf die andern sah, die in der Nähe der Oeffnung lagen, ging es augenblicklich an's Werk, auch diese hinwegzuräumen, indem es dieselben einzeln nach der Stelle trug, wohin es die ersten gebracht hatte. Nachdem dieß geschehen war, begann es ohne Säumen wieder die Arbeit, bei welcher ich so plötzlich gestört hatte. Ich konnte mich hierbei des Gedankens nicht entschlagen, daß diese Verrichtungen eines Thieres, welches doch so tief auf der Stufenleiter der Geschöpfe steht, fast mehr als das Ergebniß thierischen Instinctes seien, denn auch ein Mensch hätte unter ähnlichen Umständen nicht zweckmäßiger handeln können.

Am Morgen des nächsten Tages führte uns unser freundlicher Wirth nach seinen Salzwerken, die in einem Thale gelegen waren, welches von der höchsten Fluth überschwemmt wird. Das Wasser, aus welchem man das Salz gewinnt, wird in großen Behäl-

tern bewahrt, von welchen man es, damit es verdunstet, von Zeit zu Zeit in Gruben fließen läßt. Der Platz, wo das Wasser abgedunstet wird, ist in kleine Fächer getheilt, die 16 Fuß lang und 12 Fuß breit sind. In jedes derselben läßt man aus dem großen Behälter zwei Zoll Wasser fließen und in ungefähr acht Tagen ist dies bei der hier herrschenden großen Hitze vollständig verdunstet. Man erzeugt auf diese Weise dreierlei Sorten Salz, wovon man die beste zum Küchenbedarf, die mittlere zum Einsalzen von Fischen und die geringste zum Salzen von Häuten verwendet.

Außer der Hauptstadt Pilar, wo wir uns befanden, gab es nur noch einen Ort auf der Insel, der mit derselben gleichen Namen führte; die erstere zählt etwa 80, die letztere nur 20 Wohnungen; die ganze auf der Insel befindliche Häuserzahl beträgt etwa 300, die gesammte Bevölkerung etwa 3000 Seelen. Obgleich es nicht an Wohnungen von hübschem und behaglichem Aeußeren fehlte, so haben doch die meisten Häuser ein ziemlich ärmliches Ansehen; fast alle sind entweder aus Flechtwerk und Lehm oder aus Cocusblättern erbaut. Die einzelnen Hütten liegen meist am Ufer, weil die Fischerei das Hauptgewerbe der

Einwohner ist. Eine andere Erwerbsquelle derselben ist die Zucht der Cocosbäume, die in großer Anzahl in den oberen Gegenden der Insel vorhanden sind. Fische sowohl als Cocosnüsse schafft man nach Pernambuco zum Verkauf. Im Innern der Insel gibt es auch drei Zuckerpflanzungen und ich hatte bei einem Besuche dieser Gegend Gelegenheit, der Bereitung des Zuckers beizumohnen. Das Auspressen und Sieden des Saftes geschieht zu gleicher Zeit; die Mühle ist von sehr plumper Beschaffenheit und besteht aus einem Gerüste mit drei hölzernen senkrechten Walzen zum Auspressen des Rohres; der Saft fließt in einen darunter befindlichen Behälter und von da in einen hölzernen Trog. Das Zuckerrohr muß drei Mal durch die Mühle gehen, ehe der Saft vollständig ausgepreßt ist; aus jenem Trog wird er dann von Zeit zu Zeit in kleine kupferne Siedepfannen, deren neun dicht nebeneinander über kleinen Oeffnungen auf der Oberfläche eines gewölbten Ofens stehen, gebracht und so lange aus einer Pfanne in die andere gegossen, bis er in der letztern die nöthige Dichtigkeit erlangt hat. Hierauf läßt man ihn, damit er sich abfühle, in große aus festem Holze gefertigte Zuber fließen, aus welchen er später wie-

der herausgenommen und noch einige Tage getrocknet wird. Auch Wein und Mango wird hier in ziemlicher Menge gebaut; diese Erzeugnisse sind in Pernambuco vorzüglich geschätzt und stehen in höherem Preise, als die aus andern Gegenden Brasiliens. Ueberhaupt habe ich diese kleine Insel, wegen ihres vortrefflichen Klimas und Bodens und der Fülle und der Vorzüglichkeit ihrer Früchte halber, häufig den Garten von Pernambuco nennen hören. Mit dem Weinbaue haben die Bewohner von Stamarica große Mühe; die gefährlichsten Feinde dieser Pflanzungen sind die großen braunen Ameisen, welche die Weinstöcke überfallen und oft in einer einzigen Nacht aller ihrer Blätter berauben. Die Mangobeeren, welche hier erbaut werden, fand ich vortrefflicher als alle anderen, welche ich bisher gekostet hatte.

Das kleine Eiland hatte übrigens in wenig Tagen unsere Wißbegier vollkommen befriedigt und wir schickten uns nun an über Olinda nach Pernambuco zurückzukehren, wo wir ohne irgend einen Unfall glücklich und wohlbehalten anlangten.

7.

Die Reisen in das Innere. —**Die Diamanten- und Goldbergwerke.**

Einige Tage, die wir in Pernambuco zubrachten, reichten hin, uns von den Anstrengungen unserer letzten Reise zu erholen, und da unseres Bleibens einmal nicht war, so wurden auch wiederum Anstalten zur Reise nach dem Innern des Landes getroffen. Bald sahen wir uns wieder auf Fluß und Meer, allein die Erlebnisse einer langweiligen Schifffahrt haben für unsere geneigten Leser eben so wenig Interesse, als sie des Belehrenden wenig bieten, so daß ich ihnen nur kurz berichte, wie wir nach einer mehrtägigen glücklichen Fahrt wohlbehalten in Maceio anlangten. Dies ist eine ziemlich bedeutende Stadt und zählt ungefähr 5000 Einwohner. Als Brasilien noch unter der Hoheit Portugals stand und ehe die Portugiesen von den Brasilianern vertrieben wurden, war Maceio weit bevölkerter und reicher, denn die Portugiesen waren die reichsten Einwohner und hatten

namentlich auch den größten Theil des Handels in den Händen. Damals ankerten viele englische Handelschiffe hier, um Zucker und Baumwolle aus diesem Hafen zu holen; jetzt dagegen laufen in einem Jahre kaum zwei bis drei brittische Fahrzeuge in den Hafen ein, und der größte Theil der Erzeugnisse, die aus dem Innern des Landes hierher gebracht werden, findet seinen Weg nur bis nach Pernambuco oder höchstens bis nach Bahia. Die Bai, welche den Hafen bildet, ist von beträchtlichem Umfange und hat einen guten Ankergrund. Die Stadt selbst steht 50 bis 60 Fuß hoch auf der Höhe eines abgeplatteten Bergrückens und liegt in nur geringer Entfernung vom Meere; die Umgegend ist keinesweges unangenehm und ohne Abwechslung, da sich waldige Hügelketten, von Sträuchern und niedrigen Bäumen bedeckt, bis dicht an das Meer erstrecken, dagegen aber ist das Klima hier ungesunder als in andern bedeutenden Städten Brasiliens. Von Maceio aus war der Rio San Francisco unser nächstes Reiseziel. Mehrere Jahre vorher war ein Einwohner von Maceio, ein Portugiese, diesen Fluß gegen 20 Meilen weit hinaufgeschifft, diesen hatten wir Gelegenheit kennen zu lernen

und ihn in Betreff unserer Reise um Rath zu fragen. Er widerrieth uns dieselbe, weil gerade um die jetzige Zeit der Fluß seine bedeutendste Höhe erreiche und die Fahrt auf demselben dann sehr gefährlich sei, allein dieß war keinesweges geeignet, uns von einem einmal beschlossenen Unternehmen abzuhalten, besonders aber, wenn wir bedachten, daß wir bisher die Beschwerden des Reisens immer geringer gefunden hatten, als sie uns geschildert worden waren. Wir mietheten uns daher eine Jangaba, die uns längs der Küste nach der Mündung des Flusses fahren sollte und verließen Maceio in Begleitung eines Negers, welcher dem Portugiesen bei seiner Reise nach dem Rio San Francisco zum Führer gedient hatte. Unsere Seefahrt hatte jedoch bald ein Ende, da das Meer an der Küste durch heftige Brandungen für ein so gebrechliches Fahrzeug, wie eine Jangaba, zu unsicher war und wir kamen daher nur bis in die Gegend des Dorfes Pebá; dieses liegt eine Strecke landeinwärts und ist, vom Meere aus gesehen, hinter einem hohen Sandwalle verborgen, aber dennoch schon in weiter Ferne an einer Anzahl hoher dicht am Ufer stehender Cocospalme zu erkennen. Viele dieser Bäume sind mit

ihren Stämmen bis zu einer Tiefe von 50 Fuß und darüber in den Sanddamm gebettet, der sich am Ufer hindehnt und an vielen Stellen mehrere hundert Fuß breit ist; ja einige liegen so tief, daß man die Früchte pflücken kann, ohne den Baum zu erklimmen. Da nun dieser Sand zu gewissen Zeiten, besonders aber wenn die Passatwinde aus Nordosten wehen, in großen Massen angehäuft wird, so muß er, wenn er sich einmal verhärtet, ein Lager verschiedener Schichten darstellen, in welchem dann die Stämme der Palmen als versteinertes Holz erscheinen.

Um wieder vorwärts zu kommen und den San Franciscastrom zu erreichen, waren wir genöthigt, ein ganz eigenthümliches Auskunftsmittel zu ergreifen. Dies bestand darin, daß wir einen sogenannten Ochsenkarren mietheten, der uns und unser Gepäck nach dem kleinen Dorfe Piassabassu bringen sollte, welches am nördlichen Ufer jenes Stromes und nicht allzuweit von dem Ausflusse desselben in das Meer liegt. Diese Ochsenkarren, deren man sich im Innern von Brasilien häufig zu bedienen pflegt, sind von sehr einfacher Bauart und gleichen denjenigen, welche bei den Römern üblich waren. Sie bestehen aus einem plumpen Ra-

ten, der auf zwei außerordentlich starken großen Rädern ruht und von sechs Ochsen gezogen wird; diese werden paarweise zusammengespant und von zwei Treibern geführt, deren einer als Führer vorangeht, während der andere mit einer langen Stange die Ochsen antreibt. Da die Achsen dieses sonderbaren Fuhrwerkes nie geschmiert werden, so verursachen sie natürlich ein äußerst unangenehmes Geräusch, das man schon in weiter Ferne hört. Unsere Fuhrleute versicherten uns, die Ochsen seien so sehr an dieses Geräusch gewöhnt, daß sie nicht von der Stelle gehen und ziehen würden, wenn man die Achsen schmieren wollte. Unser Weg führte uns anfangs längs des sandigen Ufers hin und wendete sich dann landeinwärts. Da wir spät aufgebrochen waren, so mußten wir den größeren Theil unserer Reise bei Nacht zurücklegen, was uns jedoch keinesweges unangenehm war, denn die Hitze macht ein solches Fortkommen bei Tage sehr beschwerlich. Es war daher schon späte Nacht, als wir unser nächstes Ziel, das Dorf Piaffabassu, erreichten. Unser schwarzer Führer brachte uns in das Haus eines seiner Bekannten, wo die einzige Bequemlichkeit, die man uns bieten konnte, in einem kleinen,

sehr schmutzigen Gemache bestand; hier schlugen wir unsere Hängematten auf und schliefen ruhig bis zum nächsten Morgen. Die Häuser dieses kleinen Dorfes sind ohne Ausnahme nur ein Stockwerk hoch und haben in ihrer weißen Uebertünchung ein recht sauberes Ansehen; sie sind zum großen Theile um einen geräumigen Platz erbaut, in dessen Mitte eine Kirche steht. Viele von den Wohnungen in der unmittelbaren Nähe des Flusses standen leer, weil dieser seit langer Zeit nicht zu einer so großen Breite als in diesem Jahre angetreten war. Bei dem Dorfe ist die Breite des Flusses noch nicht so bedeutend, weil eine große Insel in der Mitte desselben liegt, allein eine Strecke weiter hinauf erblickt man diesen großartigen Strom in seiner ganzen Breite, die fast 2 deutsche Meilen beträgt. Das Ufer besteht hier auf beiden Seiten aus flachem Lande, das gegenwärtig weit und breit überschwemmt war. Wir hatten zu unserer Reise ein Kanoe gemiethet und fuhren nun an großen Feldern von Zuckerrohr vorüber; doch konnte man von den Pflanzungen nichts sehen als die Spitzen der Blätter, welche den Feldern das Ansehen grüner Wiesen gaben.

Wo Bäume standen, sah man nur die oberen Zweige und von Häusern nur die Dächer.

Die Regenzeit, welche bekanntlich in den tropischen Ländern die Stelle des Winters vertritt, beginnt in den südlichen Provinzen Brasiliens zu Ende des Octobers und dauert bis zu Anfang März, in den nördlichen dagegen fängt sie mit dem Ende des Aprils an und dauert bis Mitte August. Im Anfange regnet es in heftigen, von Donner und Blitz begleiteten Schauern, dann aber halbe oder ganze Tage lang und selbst mehrere Tage hinter einander mit nur kurzen Unterbrechungen; der längste ununterbrochene Regen, der mir in Brasilien vorgekommen ist, dauerte 36 Stunden. Während dieser Zeit sind die Wege in flachen Gegenden des Landes so arg überschwemmt, daß Fußwanderungen ein Ding der Unmöglichkeit sind; die ganze Luft ist dabei so durch und durch mit Feuchtigkeit angefüllt, daß alle Gegenstände einen Ueberzug von blauem Schimmel annehmen und selbst Bücher so feucht werden, daß sie modern, wenn man sie nicht an die Sonne legt. Die Gewalt des ausgetretenen Stromes hatte hier, besonders an den Krümmungen, großen Schaden gethan, und wir sahen

große Massen von Erde versinken, während die Bäume, die darauf gestanden hatten, auf der Fluth davon schwammen.

Nach einer mehrstündigen Stromfahrt bog unser Kanoë um eine bewaldete hohe Felsenspitze und von hier aus erblickten wir die Stadt Penedo, deren weiße Häuser von der untergehenden Sonne prächtig beleuchtet wurden; wir erreichten dieses Reiseziel jedoch erst mit Einbruch der Nacht. Die Stadt liegt auf einem erhöhten felsigen Punkte am nördlichen Ufer des Flusses und ungefähr 6 deutsche Meilen von der Mündung desselben entfernt. Die Straßen sind unregelmäßig, die Häuser aber von fester Bauart, zum größten Theile zwei Stockwerk hoch und aus Sandstein erbaut. Es gibt hier nicht weniger als sechs große, ganz aus Sandsteinen erbaute Kirchen, mit einer derselben ist ein Mönchskloster verbunden, das aber gegenwärtig nur noch drei Bewohner enthält. Die Einwohnerzahl beträgt gegen 4000; man nährt sich hier hauptsächlich vom Zucker- und Baumwollenbaue und treibt mit diesen Erzeugnissen einen ausgebreiteten Handel; der größere Theil dieser Pflanzungen liegt am Rande des Flusses unterhalb der Stadt.

Die größte Plage dieser Gegend ist eine Art Schaflaus, welche die Brasilianer Carrapato nennen. Dieses Insect nistet sehr zahlreich in trockenen Gebüsch, wo es sich an die kleinen Zweige setzt; es zeigt sich in Haufen von vielen Hunderten, welche sich, sobald ein Thier vorübergeht und sie berührt, augenblicklich anhängen und ihre Saugrüssel so tief in die Haut bohren, daß man sie nur mit großer Mühe wieder herausziehen kann. Läßt man sie sitzen, so wachsen sie außerordentlich, ganz wie die bei uns in Birkenwäldern häufig vorkommenden sogenannten Holzböcke. Sie setzen sich ohne Unterschied auf alle vierfüßigen Thiere, doch haben Pferde und Ochsen am meisten von ihnen zu leiden; während der trockenen Jahreszeit sind sie oft in solcher Unzahl vorhanden, daß sie ganze Heerden von Rindvieh zu Grunde richten, denn die von ihnen geplagten Thiere magern allmählig ab und sterben zuletzt vor Erschöpfung. Kann sich das Thier jedoch, auf welchem sie leben, bis zur Regenzeit erhalten, so kommt es bald wieder zu Kräften, da die Rasse diesen Insecten sehr verderblich ist. Man hat häufig bemerkt, daß Pferde, die von solchen häßlichen Geschöpfen geplagt waren, fast gänzlich da-

von befreit wurden, sobald sie über einen breiten Fluß geschwommen waren. Wir hatten fast jeden Abend, ehe wir uns in unsere Hängematten legen konnten, damit zu thun, Hunderte von Carrapatos aus der Haut zu bohren; besonders aber wurde unser armer, schwarzer Führer davon geplagt, weil er bis an die Kniee herauf nackt ging.

Sieben Meilen von der Stadt Penedo liegt ein ziemlich großes Dorf, Propia genannt, ebenfalls am Ufer des St. Franciscostromes; dorthin ging jetzt unser Weg; wir erreichten es nach einer mehrstündigen Fahrt auf dem Strome in einem Kanoe, welches das größte war, das ich bis jetzt gesehen hatte, denn es war 40 Fuß lang und hatte eine Breite von 4 Fuß. Zu einem Fahrzeuge von dieser Größe reicht nun freilich ein einziger Baum nicht aus; man hilft sich dann dadurch, daß man den größten, den man finden kann, aushöhlt, ihn der Länge nach mitten entzwei sägt und ihm durch Einfügung von Bohlen die nöthige Breite gibt. Auf diese Weise war auch unser Kanoe gebaut. Das eine Ende hatte eine 10 Fuß lange Ueberdachung von Cocusblättern, die bei Tage zum Schutze gegen die Sonne und des Nachts als Schlaf-

cajüte diente; der einzige Mast trug zwei große dreieckige Segel, die uns, da wir günstigen Wind hatten, trotz der mächtigen Strömung gegen uns, mit großer Schnelligkeit den Fluß hinauf trieben. Das Dorf Propia zählt gegen 250 meist kleine, aus Flechtwerk und Lehm erbaute Häuser, zwischen denen es am andern Tage unseres dortigen Aufenthalts recht lebendig herging, denn es wurde eben dort ein Markt gehalten. Die Waaren, die hier feil geboten wurden, bestanden vorzüglich in Eßwaaren und Kleidungsgegenständen. Da sah man in großer Menge Farinha de Mandiora, Carne seca, (getrocknetes Rindfleisch) große Fische, Zucker in großen käseförmigen Hüten oder in kleineren, die wie Backsteine geformt waren, Pflaumenfrüchte, Seife, Schuhe, englische Baumwollenzeuge, Stricke aus den Fasern heimischer Pflanzen gefertigt, Tabak, Planken und Pfosten zum Häuserbau, irdene Waaren, Kochgeschirr, Leder, Häute, Rum u. dgl.

Mehr als diese Waaren zog mich die buntschweifige Menge von Männern, Weibern und Kindern aller Farben an, die man hier, von dem dunkelschwarzen Afrikaner bis zu dem eben nicht weißen Brasilianer erblickte. Zum ersten Male sah ich hier eine größere

Anzahl jener Leute versammelt, deren Vorfahren man mit Recht für die Ureinwohner Brasiliens hält; man erkennt sie leicht an der eigenthümlichen Schiefheit ihrer Augen und dem schlichten schwarzen Haare, welches bekanntlich die Kennzeichen der amerikanischen Race sind. Die besseren Klassen der hier versammelten Handelsleute trugen entweder leichte Jacken und Hosen oder nur Hemd und Hosen, und darüber einen langen Ueberwurf von gedruckter Baumwolle. Die Landleute dagegen waren nur mit Hosen von dünnem Baumwollenzug und einem frei heraushängenden Hemde von gleichem Stoffe bekleidet, eben so angethan erschienen die Neger und beide Klassen fühlten sich in dieser ihrer Kleidung, die zumeist noch ziemlich zerlumpt um sie herumhing, so glücklich, als gingen sie in dem größten Prunkstaate einher.

Bei einem Ausfluge in der Umgegend dieses Dorfes waren es vorzüglich mehrere Cactusarten, die durch ihre Größe und Form meine Verwunderung erregten, und in der That haben diese Gewächse unter den vielen Pflanzen, welche die Oberfläche der Erde bekleiden, jedenfalls das merkwürdigste Ansehen, denn ihre ungeheuren fleischigen Aeste scheinen mehr ein

Wert der Kunst als der Natur zu sein. Eine Art derselben, die man selbst in Brasilien zu den Seltenheiten rechnet, hatte eine Höhe von 20 bis 30 Fuß und glich in der Form einem ungeheuren Armleuchter; eine andere hatte einen Stamm von ziemlich 3 Fuß im Durchmesser und erhob sich unverzweigt bis zu einer Höhe von 40 Fuß; die vollständige Höhe mochte jedoch nicht weniger als 40 Fuß betragen. Die fleischigen Stämme und Aeste dieser Cactusarten werden von den Bewohnern dieser Gegenden in Zeiten der Noth und des Mangels von den Stacheln gereinigt, gekocht und als Gemüse gegessen; dem Viehe schüttet man sie dann roh als Futter vor. Nur Gewächse wie diese können während der großen und anhaltenden Trockenheit, welcher dieses Land fast die Hälfte des Jahres hindurch unterworfen ist, ihr herrliches Grün behalten, doch gibt es auch noch kleinere Pflanzen, welche trotz der Dürre nicht allein üppig aufwachsen, sondern auch die schönsten rothen Blumenbüschel hervorbringen.

Von einem jungen Menschen, der an einer seichten Stelle des Flusses mit Angeln beschäftigt war, kauften wir mehrere Fischarten; darunter befand sich

eine, welche, wie er sagte, sehr gefährlich sei und von seinen Landsleuten nicht wenig gefürchtet würde. Es hatte damit seine vollkommene Richtigkeit. Dieser Fisch nämlich, in der Landessprache Piranha genannt, erreicht zuweilen eine Länge von 2 Fuß und eine beträchtliche Höhe. Sein Rücken ist dunkelbraun und der Bauch gelblich weiß, beide aber sind mit einzelnen rothen Flecken bezeichnet. Der untere Kiefer steht über den oberen einigermassen hinaus und beide sind mit ungefähr vierzehn flachen und dreieckigen Zähnen bewaffnet, die ziemlich einen Viertelzoll lang und sehr scharf sind. Badende werden von ihm nicht selten sehr schmerzhaft verwundet, und nachmals haben wir manche Brasilianer die Narben von seinen Bissen gezeigt; Schwimmvögel büßen oft ihre Beine durch seine Gefräßigkeit ein und an Stellen, wo er sehr zahlreich ist, soll es schon vorgekommen sein, daß Ochsen und Kühe, die ins Wasser gingen, um zu saufen oder sich abzukühlen, durch seine Angriffe selbst getödtet worden sind. —

Von hier aus besuchten wir auch Pedro, ein in der Mitte der Insel gelegenes kleines Eiland, das von einem Einwohnergemisch von Brasilianern und

Indianern bevölkert war. Wir fanden hier fast sämtliche Dorfbewohner unter dem Schatten eines weit sich ausbreitenden Baumes versammelt; die Weiber saßen auf ausgebreiteten Matten und spannen, während die Männer müßig umherstanden oder wohl gar in ihren Hängematten lagen, die sie an den Zweigen des Baumes befestigt hatten. Wie überall bei roheren Völkern sind auch hier die armen Frauen die Lastthiere der Männer, für welche sie die schwersten Arbeiten verrichten müssen, und es ist im Gegentheile stets ein Beweis von der vorgeschrittenen Bildung eines Volkes, wenn die Frauen solcher Arbeiten überhoben werden.

Die Bewohner dieser Insel, sowohl die männlichen als die weiblichen, waren große Liebhaber des Kartenspiels. Des Sonntags legen die Frauen ihren Spinnrocken bei Seite, aber gleich nach dem Gottesdienste geht es an das Kartenspiel, womit sie sich nun fast den ganzen Tag beschäftigen, doch spielen sie nicht um Geld, sondern um frische Bohnen. Großes Vergnügen gewährte uns die einfache Sinnesweise dieser guten Insulaner, die wir, indem wir mitten unter ihnen unter dem schützenden Baume saßen, gar

oft beobachten konnten. Besonders waren die Fragen oft lächerlich, die sie an uns über unsere Heimath und andere entfernte Länder richteten. Theilten wir ihnen nun dies und jenes mit, erzählten wir ihnen z. B. von Eisenbahnen, Dampfschiffen und andern Einrichtungen, die in Europa etwas Alltägliches sind, so sahen wir es ihren Mienen recht wohl an, daß sie uns für Windbeutel hielten, die ihnen etwas weiß machen wollten, doch waren sie zu höflich und gutmüthig, dies auszusprechen. Unsere jungen Leser dürfen aber ja nicht etwa glauben, daß diese armen Indianer allein neugierig sind, wenige Tage darauf hatten wir Gelegenheit zu erfahren, daß es die Brasilianer, die sich doch ihrer Abstammung von Europäern rühmen, auch sein können. In Alagoas nämlich, der Hauptstadt der Provinz, welche wir jetzt bereisten, machten wir einen Besuch bei einem Herrn, dessen Familie zu den vornehmsten des Orts gehörte. Ob schon es noch nicht Mittag war, so fanden wir doch die Frau vom Hause bereits im eifrigsten Kartenspiel mit ihrem Ehegatten, wobei sie in einer Hängematte lag, während er neben ihr auf einem Stuhle saß. Die Wolken von Rauch, die aus der

Hängematte kamen, verriethen uns deutlich, daß die gute Dame tüchtig geraucht hatte, auch wenn wir nicht die lange Pfeife gesehen hätten, die an ihrer Seite lag. Wir wurden von ihr höflich eingeladen, uns zu setzen, und nun ging es an ein Fragen, das kein Ende nehmen wollte, zum Antworten konnten wir dabei kaum kommen. „Was für Landsleute sind Sie? Wie heißen Sie? Wie alt sind Sie? Sind Sie verheirathet? Leben Ihr Vater und Ihre Mutter noch? Wie heißen diese? Haben Sie Brüder? Wie heißen diese? Haben Sie Schwestern? Wie heißen diese? Haben alle Ihre Landsleute blaue Augen? Haben Sie Kirchen und Priester in ihrer Heimath? Wachsen dort Drangen und Bananen? So und ähnlich ging es eine geraume Weile fort. Dabei war die Dame, obschon noch ziemlich jung, außerordentlich wohlbeleibt, welches hier zu Lande, wie schon bemerkt, für eine große Schönheit gilt. Man kann einer brasilianischen Frau keine größere Schmeichelei sagen, als wenn man ihr versichert, daß sie täglich fetter und schöner werde. Bei unseren Wanderungen durch die Umgegend der Stadt, die des Merkwürdigen wenig hat, waren es vorzüglich die Mangelbäume, welche unsere Aufmerk-

samkeit erregten. Die Ufer des Sees, an welchem die Stadt liegt, sind reichlich mit diesen Bäumen besetzt und wir fanden sie hier weit größer als anderwärts, denn einige Bäume hatten eine Höhe von mindestens 30 Fuß und verhältnißmäßig dicke Stämme. Besonders sind es die großen, nach außen und nach unten gebogenen Wurzeln, welche, indem sie den Stamm mehrere Fuß über das Wasser erheben, einen so seltsamen Anblick gewähren, und wenn man nicht den wirklichen Gipfel sähe, so könnte man fast glauben, der Baum sei umgekehrt; eben so merkwürdig sind die langen, bis auf den Boden herabhängenden Samenfasern.

Auf unserer Reise nach der Stadt Ico hielten wir in einem schönen Walde einige Stunden Rast. Die herrlichen Palmen, die hoch über uns ihr prachtvolles Laubdach wölbten, waren von einer Unzahl gefiederter Bewohner der verschiedensten Arten bevölkert. Zahlreiche Schwärme von Tauben, von denen viele nicht größer waren, als die Sperlinge, flatterten umher und bunte Papageien kletterten mit ihrem krähenartigen Geschrei an den Stämmen auf und ab. Plötzlich hörten wir einen Ruf durch den Wald er-

schallen, der sich mehrfach wiederholte; ganz deutlich hörten wir die portugiesischen Worte „bem-te-ve (zu deutsch: ich sehe Dich wohl) „Fogo pegou! Fogo pegou!“ (zu deutsch: das Gewehr hat versagt) antwortete darauf eine ähnliche Stimme. Verwundert sahen wir uns um, um die Menschen zu entdecken, von denen diese Laute, nach unserer Meinung herkommen mußten, allein lachend belehrte uns unser schwarzer Führer, daß es zwei Vögel seien, die uns auf diese Weise gedenkt hatten. Beide nennt man auch nach diesem Rufe; den einen Bem-te-ve den andern Fogo pegou.

In der Stadt Ico, die eben so wenig als ihre fahle Umgegend Merkwürdiges für uns hatte, rasteten wir einige Tage, um uns zur Reise nach Crato zu rüsten, welche 30 Meilen weiter in der Richtung von Südwesten am Fuße eines Gebirges liegt. Da es eben trockene Jahreszeit war, so bot der lange Weg uns eben so wenig Annehmlichkeiten als Ausbeute für unsere Pflanzensammlungen. Desto größer war unser Entzücken, als wir eines Abends die herrliche Gegend erreichten, welche die Stadt Crato umgibt. Die Sonne versank eben mit blendender Pracht hinter

der Gebirgskette, welche sich westlich in geringer Entfernung von der Stadt erhebt, und die kühle Luft, die von dorthier wehte, erfrischte wunderbar unsere Lebensgeister und erhob unsern Muth zu weiteren Forschungen in diesem Lande, den die lange und beschwerliche Reise nicht wenig geschwächt hatte. Die Stadt selbst, welche gegen 60 deutsche Meilen von Bernambuco entfernt ist, hat freilich der Annehmlichkeiten wenig, und eben so wenig mochten uns die Einwohner mit ihrem sittenlosen Treiben gefallen. Kartenspiel ist hier die allgemeine Hauptbeschäftigung des Tages; bei schönem Wetter sieht man Leute aus allen Klassen von den Vornehmsten bis zu den Niedrigsten herab im Schatten der Häuser auf dem Pflaster sitzen und diese zeittödtende Beschäftigung treiben. Die Vornehmen spielen um Dollars, die Armeren um Kupfermünzen oder wohl auch nur um gesprengelte Bohnen — man ist zufrieden, wenn man nur spielen kann. Es fehlt natürlich dabei auch nicht an Gelegenheit zu Zänkereien, die nicht selten in Thätlichkeiten ausarten und zuletzt wohl gar mit dem blanken Messer ausgemacht werden. Die Geistlichen gehen ihrer Gemeinde in der Sittenlosigkeit mit dem übelsten Beispiele voran

und einer derselben, ein achtzigjähriger Greis besaß eine zahlreiche Nachkommenschaft.

Ueber unsern Aufenthalt in dieser Stadt, den wir vorzüglich zu Ausflügen in die näheren an merkwürdigen und seltenen Pflanzen aller Art reichen Umgebungen benutzten, vermag ich unsern jungen Lesern nicht zu berichten, was ihr Interesse besonders zu erwecken im Stande wäre. Mein Gönner kaufte hier ein weibliches Aeffchen, welches uns sowohl durch sein sonderbares Gebahren als durch seine Anhänglichkeit auf unsern spätern Reisen großes Vergnügen gemacht hat. Ueberhaupt haben diese Thiere für den Fremden großes Interesse. Ein kleiner ringelschwänziger Affe, zu dessen Gattung auch unsre kleine Aeffin gehörte, ist in manchen Gegenden außerordentlich zahlreich; in großen Schaaren ziehen diese Thiere zur Plünderung der Mais- und Zuckerrohrpflanzungen aus und es wird ihnen darum von den Fazendeiros eifrig nachgestellt. Ein alter Neger erzählte mir, er habe häufig mit angesehen, wie ein Affe dieser Art Maisähren ausgerauft, die eine im Maule, die andere in einem seiner Arme und die dritte in dem Schwanze, der außerordentlich beweglich ist, davon getragen habe.

Die Nüsse, welche für ihre Zähne zu hart sind, pflegen sie nach einer felsigen Stelle zu tragen und dort mit einem Steine entzwei zu klopfen. Das Thierchen, welches wir hatten, mußte sich bei uns Allen in große Gunst zu setzen; wir hatten ihm den englischen Namen Jerry gegeben. Jerry lebte fast in jeder Beziehung, wie wir selber; sie trank des Morgens und des Abends ihren Thee, der ihr außerordentlich wohl schmeckte, und gewiß ging sie nie eher schlafen, als bis sie ihre gewöhnliche Portion davon erhalten hatte. Ihre Lieblingspeise bestand in Fariosa, gekochten Reis und Bananen, doch nahm sie im Nothfalle auch mit allen Anderem vorlieb. Ein ganz besonderer Lckerbissen für sie waren rohe Eier, und die Art und Weise, auf welche sie beim Verspeisen desselben verfuhr, machte uns oft viel Vergnügen und war höchst possierlich anzusehen. Sobald sie ein Ei erhielt, zerklöpfte sie das eine Ende leise auf dem Boden und schälte die übrige Schaaale sorgfältig ab; dann legte sie den Kopf zurück, setzte das Ei mit beiden Händen vor die Lippen und schlürfte so den Inhalt in kurzer Zeit vollständig aus. Bekam sie etwas, das sie mit den Zähnen nicht erbeissen konnte, so sah sich sogleich nach einem Steine

um; diesen hob sie mit einer Hand in die Höhe und suchte nun durch wiederholte Schläge den harten Gegenstand aufzubrechen; wenn ihr dies nicht gelang, so suchte sie einen größeren Stein, stellte sich auf die Hinterbeine, hob den Stein mit beiden Händen empor und ließ ihn dann auf den Gegenstand herabfallen; dabei war sie aber vorsichtig genug, jedes Mal zurückzuspringen, um sich die Zehen nicht zu verletzen. Ganz besonders ergötlich aber war es anzusehen, wenn sie sich bemühte, einen Gegenstand zu erlangen, den sie von dem Orte, an welchem sie angebunden war, mit ihren Händen nicht erreichen konnte. Sie suchte dann wo möglich eine Ruthe oder irgend einen dünnen Zweig zu erhaschen, streckte sich dabei, so lang sie nur konnte, aus und ruhte nicht eher, als bis sie den ersehnten Gegenstand zu sich herangebracht hatte.

Auf der Reise ritt Jerry auf einem großen Bullenbeißer und legte mit uns auf diese Weise mehrere Hundert deutsche Meilen zurück. Rosß und Reiterin hatten miteinander die innigste Freundschaft geschlossen, und es gewährte einen ganz besonders vergnüglichen Anblick die beiden Thiere miteinander spielen zu sehen. Des Morgens, wenn wir aufbrachen, ging der Hund

jedes Mal von selbst nach der Stelle, wo seine geliebte Jerry angebunden war, legte diese, gleichsam als wolle er ihr einen guten Morgen bieten, und wartete nun ruhig ab, bis man sie ihm auf dem Rücken setzte und ihren Strick an seinen Halsbände befestigte. Die muthwillige Reiterin trieb dann allerhand Grimassen, sprang auf ihrem Rosse herum, neckte dasselbe und trieb tausend Thorheiten, ohne daß der gewaltige Hund auch nur ein einziges Mal ungeduldig darüber ward, vielmehr schien sein Behagen um so größer zu sein, je lustiger sich seine Jerry geberdete. Diesem possierlichen Thiere kam es nun gar nicht darauf an, ob sie vorwärts oder rückwärts ritt, ob ihr Gesicht dem Kopfe oder dem Schwanze ihres Rosses zugekehrt war, nur wenn es bergab ging, setzte sie sich jedes Mal fest und regelrecht; um nicht über den Kopf ihres Pferdes herabzurutschen, wie es auch wohl manchmal andern schlechten Reitern zu ergehen pflegt, schlang sie ihren eignen Schwanz um den des Hundes und band sich selbst auf diese Weise so fest, daß sie auch bei den steilsten Stellen ihren Sitz nicht verließ. Wir hatten Gelegenheit ein junges Aeffchen derselben Gattung zu kaufen, um es unserer possierlichen Reisege-

fährtin zum Gesellschafter zu geben. Es war nämlich eine große Anzahl dieser Thiere über eine Maispflanzung hergefallen, aber bei ihrer Dieberei von einigen zur Bewachung der Pflanzung ausgesendeten Negern überrascht worden. Die Weibchen pflegen bei solchen Gelegenheiten ihre Jungen auf dem Rücken zu tragen und eins derselben hatte, um desto schneller selbst den Verfolgern zu entrinnen, das Junge abgeworfen. Als wir das Thierchen in Jerry's Nähe niedersehten, glaubte dieses wahrscheinlich seine Mutter wiedergefunden zu haben, sprang Jerry sogleich auf dem Rücken und machte sich's dort ganz behaglich und bequem. Jerry nahm diese Zubringlichkeit keinesweges übel, gewann den neuen Bekannten bald so lieb, daß ihn fast Niemand anrühren durfte, und behandelte ihn mit einer Zärtlichkeit, als wäre es ihr eigenes Junge. Sprang das Meßchen von ihrem Rücken, um sich auf dem Boden durch Spielen zu ergötzen, und entfernte es sich etwas zu weit, so warf sie augenblicklich ihren Schwanz aus und zog es mit demselben wieder zu sich heran; nur selten, bei Tage und bei Nacht, kam es von ihrem Rücken herunter. Recht possierlich sah es aus, wenn sie es von Flöhen reinigte. Sie legte

es dabei auf die Erde, durchwühlte die langen Haare des Thierchens, fing die Insecten, so oft sich dergleichen zeigten, mittelst des Daumens und des Zeigefingers und verzehrte sie; konnte sie derselben aber auf diese Weise nicht habhaft werden, so fing sie dieselben gleich mit den Zähnen, während das Junge bei dieser Ver- richtung so still lag, als hätte es geschlafen. Es wunderte uns aber nicht wenig, daß Jerry, welche dem Affchen bei seinen Lebzeiten so große Zärtlichkeit erwiesen hatte, nicht die mindeste Betrübniß verrieth, als es kurze Zeit darauf starb.

Außer dieser kleinen Affenart findet man in den brasilianischen Wäldern auch häufig den großen Brüll- affen. Sie besitzen in ihren langen Wickelschwänzen eine ungeheure Muskelkraft und bleiben mit denselben selbst dann noch an den Zweigen hängen, wenn man sie durch einen Schuß getroffen hat und sie völlig todt sind.

Von unserer weitem Reise von Grato nach Of- feiras könnte ich Euch nun zwar Manches erzählen, wie wir bald zu Schiff, auf Fluß und Meer manchen Sturm und manche Widerwärtigkeit zu erdulden hat- ten, wie wir bald zu Lande manche Beschwerde und

Gefahr bestehen mußten, allein es würde uns für den Raum des gegenwärtigen Büchleins zu weit führen, und ich muß mich daher darauf beschränken, Euch nur die wichtigsten Erlebnisse meiner ferneren Reise in dem Wunderlande Brasilien, die hauptsächlichsten Erlebnisse meiner Beobachtungen in der Völkertunde, Naturgeschichte und aller der Wissenschaften, die für Euch Interesse und Verständniß haben, mitzutheilen.

Offeiras ist die Hauptstadt der Provinz Piahy und liegt in einem großen Kessel, der von einer Kette niedriger Sandsteinfelsen gänzlich umschlossen ist. Sie ist unregelmäßig gebaut und besteht hauptsächlich aus einem großen Plage und einigen auf denselben auslaufenden Straßen. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 4000; die Kaufleute, welche mit europäischen Waaren handeln, sind außer den Regierungsbeamten die vornehmsten Leute des Ortes. Mein Gönner war von mehreren Seiten mit Empfehlungsbriefen an den Präsidenten der Provinz versehen worden und wir versäumten daher nicht, von denselben Gebrauch zu machen, obschon wir eben nicht viel Gutes über ihn gehört hatten, denn er war uns als ein tyrannischer, schlauer und hinterlistiger Mann geschild-

bert worden. Der Palaſt, in welchem der Präſident wohnen ſollte, liegt auf dem höchſten Theile der Stadt, verdient aber keinesweges dieſen Namen, denn es war ein ganz gewöhnliches Haus, welches nur aus einem einzigen Stockwerke beſtand. Vor der Thüre dieſes ſogenannten Palaſtes ging ein junger Mulatte mit einer Flinte auf der Schulter umher. Wenn man ſeine alte Zeugmütze, ſeine blaue halb aus Fegen, halb aus Löchern zuſammengeſetzte Jacke, die vorn offen ſtand und wohl die entblößte Bruſt, aber keine Spur von einem Hemde ſehen ließ, ſeine Beinkleider, die nicht beſſer waren, als die Jacke, die hinten niedergetretenen und an den Zehen durchlöchernten Schuhe betrachtete, ſo hätte man ihn wohl eher für einen Bettler als für eine Schildwache gehalten. Als wir vor dem Palaſte Halt machten, trat mein Pferd auf die Steinplatten, welche vor dem Hauſe gelegt waren; ſogleich eilte der zerlumppte Soldat herbei, ergriff es beim Zügel und drängte es in die Mitte der Straße zurück. Dieſe mehr als unhöfliche Behandlung fiel uns nicht wenig auf, aber es ſollte noch beſſer kommen. Denn als wir beide hierauf von unſern Pferden geſtiegen und in Begriff waren, nach der Thür zu gehen, packte uns

der Soldat und schob uns ohne weitere Umstände auf gleiche Weise zurück; dabei gab er uns zu verstehen, daß er Niemanden in den Palast lassen dürfte, der Stiefeln mit Sporen trage; wir beseitigten diese letzteren und wurden nun in den Palast eingelassen. Von dem Präsidenten wurden wir übrigens ziemlich freundlich empfangen, und als er vernahm, daß wir einige Zeit in der Stadt verweilen wollten, sandte er nicht allein einen Diener ab, um ein leeres Haus für uns zu suchen, sondern ließ uns auch mit einigen nothwendigen Geräthschaften versehen.

Bei unsern Ausflügen in die Umgegend von Offeiras besuchten wir auch mehrere große Fazendas, auf welchen eine bedeutende Rindvieh- und Pferdezucht getrieben wird. Man läßt daselbst das Rindvieh fast wild in großen Heerden herumstreifen und ist darum genöthigt diejenigen Thiere, deren man gerade zu irgend einem Zwecke bedarf, einzufangen. Dazu bedient man sich einer dünnen, 9 bis 10 Fuß langen Stange, die an dem einen Ende etwas dicker als an dem andern und an demselben mit einem viereckigen scharfen Eisen versehen ist. Der Baqueiro, d. h. der, welchem die Oberaufsicht über eine solche Heerde

obliegt, sprengt, auf einem Pferde sitzend, in gestrecktem Galopp dem ausgewählten Thiere mit jener Stange in der Hand nach, welches er bald erreicht, und während es im vollen Laufe begriffen ist, durch einen gegen die Lende geführten Stoß seiner Lanze sehr leicht zu Boden streckt, worauf er, ehe es sich wieder erholen kann, schnell vom Pferde springt und es gefangen nimmt. Auf einer jener Fazendas wurde ausschließlich Pferdezuucht getrieben und der Baqueiro versicherte uns, daß jährlich gegen 400 Füllen daselbst erzeugt würden. Diese Pferde sind zwar ziemlich klein, doch leisten sie in jenen Gegenden, besonders als Lastthiere, treffliche Dienste und der Preis für ein solches Thier ist nur gering, indem man selten mehr als 3 Pfund Sterling dafür bezahlt.

Als wir eines Morgens am Ufer des Rio Camide, an welchem Offeiras liegt, in der Absicht wanderten, einige Wasservögel zu schießen, gewahrte ich einen ziemlich großen alten Baumstamm, der mitten auf dem Wasser schwamm. Mein Reisegefährte jedoch behauptete, daß es ein Alligator sei, der sich von der Strömung hinabtreiben lasse; er zog sein Gewehr, das freilich nur mit grobem Schrot geladen war, her-

vor und feuerte es auf die sonderbare Erscheinung ab. Der Schuß knallte, das Ungeheuer — denn ein solches war es wirklich — that einen großen Sprung und warf sich dann auf den Rücken. Ein junger Indianer, der in der Nähe Zeuge dieses Vorfalls war, kam herbei und erbot sich, das Thier ans Land zu ziehen, da es völlig todt zu sein schien. Er ging daher bis an die Kniee ins Wasser und versuchte das Thier am Schwanze zu fassen; plötzlich aber wendete sich dasselbe um und war im nächsten Augenblicke in der Tiefe des Flusses verschwunden. Der Indianer stieß einen lauten Schreckensschrei aus und konnte kaum das Land wieder erreichen, so sehr hatte ihm das Entsetzen vor der schrecklichen Gefahr alle Glieder gelähmt. Ueberhaupt ist Brasilien so recht eigentlich die Heimath jenes Ungeheuers; manche Flüsse und Seen wimmeln von ihnen und man setzt sich beim Baden in denselben der drohendsten Gefahr aus. Bekanntlich nämlich ist der Alligator, auch Kaiman genannt, für die südlichen Gegenden Amerikas das, was für Aegypten und einige andere Länder des heißen Asiens das Krokodil ist. Wie dieses gehört er zum Geschlechte der Eidechsen, und obschon er dasselbe an

Größe nicht erreicht, so ist er doch eben so mordlustig und raubgierig. Der Oberkörper des Ungethüms ist, gleich dem des Krokodils, mit außerordentlich starken, für Flintenkugeln undurchdringlichen Schuppen bedeckt, der ungeheure Rachen mit fürchterlichen Zähnen besetzt und in dem langen, geschuppten Schwanz besitzt er eine erstaunliche Kraft, so daß es mit einem einzigen Schlage desselben den stärksten Mann zu Boden wirft. Man hat schon Beispiele gehabt, daß Unglückliche, die aus den Schiffen in das Wasser fielen, von einem Alligator quer durchbissen worden sind, anderen rissen die Ungeheuer Arme und Beine ab und verstümmelten sie so auf eine gräßliche Weise. Ein Engländer, Namens Waterton, der vor längerer Zeit Brasilien bereiste, erzählt, daß er in einem See auf einem Alligator geritten und mit einer Keule auf die andern dieser Ungeheuer, die um ihn herumschwammen, losgeschlagen habe, ohne daß ihm ein Unfall dabei begegnet sei. Dies mag wohl etwas übertrieben sein, denn gewiß die meisten meiner Leser würden sich mit mir für einen solchen Ritt bedanken, und ob die Alligatoren sich sehr vor den Keulenschlägen gefürchtet haben mögen, ist gar sehr zu bezweifeln. Bei der

Menge, in welcher diese Thiere, da sie sich sehr stark vermehren, in Brasilien vorhanden sind, ist an ihre Vertilgung gar nicht zu denken; doch macht man in manchen Gegenden Jagd auf sie und die Art und Weise, auf welche man sich ihrer zu bemächtigen sucht, ist so eigenthümlich, als daß ich sie den geneigten Lesern nicht in der Kürze mittheilen sollte: Man befestigt nämlich eine Ente mit den Füßen auf einem Klope, der mit einem längeren Seile in Verbindung steht; an dem Klope ist zugleich in einiger Entfernung ein starkes Querholz angebracht. So läßt man den gefesselten Vogel auf dem Strome hinabschwimmen, der, von seiner unbequemen Lage gequält, ein großes Geschrei erhebt, wodurch denn die Ungeheuer bald in großer Anzahl herbeigelockt werden. Wetteifernd schießen diese auf die willkommene Beute los und der nächste verschlingt ohne Weiteres den schreienden Vogel sammt Klop und Querholz. Allein das Letztere stemmt sich in dem ungeheuren Rachen zwischen den fürchterlichen Zähnen fest, während das Seil von den Jägern am Ufer gefaßt und um einen in der Nähe stehenden großen Baumstamm geschlungen wird. Umsonst tobt nun das Ungeheuer, sich der lästigen Fessel

zu entziehen, und peitscht mit seinem fürchterlichen Schwanze die Wellen weit umher zu Schaum; immer weiter zieht man das zappelnde Ungethüm nach dem Ufer heran, bis es sich endlich wehrlos auf dem Sande befindet, wo man es mit langen Stangen umwendet und es zuletzt durch viele Schläge auf den Bauch, welches der empfindlichste Theil seines sonst fast unverwundbaren Körpers ist, völlig tödtet.

Ein anderes Jagdabenteuer begegnete uns an einem der folgenden Tage, als wir eine bewaldete Ebene durchstrichen. Beim Hinaustreten auf eine gelichtete Stelle nämlich bemerkten wir ein sehr großes, dabei aber kurzbeiniges Thier mit einem außerordentlich langen Schweife, das wir alsbald für einen in Brasilien häufig vorkommenden, großen Ameisenbär erkannten. Mein Gefährte legte alsbald sein Gewehr an und feuerte, allein der Schuß versagte, und da wir eben mit keinen andern Waffen versehen waren, so liefen wir dem Thiere nach, um es mit Stöcken zu erlegen. Ich war der erste, der es einholte, und weil ich wußte, daß von dem Maule dieses Thieres nichts zu fürchten war, faßte ich es an der langen Schnauze, um es auf diese Weise fest zu halten.

Plötzlich aber erhob sich das große Thier auf die Hinterbeine, legte seine Bordertagen um meinen Leib und drückte mich mit solcher Gewalt an sich, daß mir fast der Athem ausging. Glücklicherweise kam in diesem Augenblicke unser braver Neger heran und versetzte meinem Gegner einen machtvollen Schlag auf den Kopf, wodurch es augenblicklich zu Boden geschleudert wurde, mich aber, da es mich noch immer mit den Bordertagen fest umschlungen hielt, in seinem Falle mit niederriß. Nun regnete es förmlich Schläge auf den Kopf des Thieres, allein es raffte sich immer wieder auf und suchte durch die Flucht zu entinnen; zuletzt erinnerte ich mich noch eines kleinen Pistols, welches ich, mit einer Kugel geladen, in der Tasche trug, ich feuerte es auf das flüchtige Thier ab und traf es so glücklich, daß es augenblicklich todt zu Boden stürzte. Es gehörte zu den größten seiner Gattung, indem es volle 6 Fuß in der Länge maß, und zwar ohne den Schwanz, der mit den langen Haaren, die ihn bedeckten, allein noch 4 Fuß lang war. Seinen Namen hat dieses Thier bekanntlich von den Insecten erhalten, welche seine Hauptnahrung ausmachen. Die Ameisenarten, die ihm vorzüglich dazu

dienen, bauen sich große Lehmnestler, die kleinen, oft 6 bis 8 Fuß hohen, Hügeln gleichen. Bedarf nun der Ameisenbär einer Mahlzeit, so greift er mit seinen Vorderkrallen einen dieser Hügel an, reißt ein Stück der Seitenwand heraus und steckt seine lange, schmale Zunge hinein, die mit einem klebrigen Speichel bedeckt ist, an welcher alsbald Hunderte, ja Tausende von Ameisen hangen bleiben. Sobald dies geschehen, öffnet er das kleine Maul, zieht die Zunge wieder hinein, schließt seine Lippen, steckt die Zunge zum zweiten Male hervor, bis sie vollständig heraushängt und schluckt endlich die Insecten hinunter. Der Ameisenbär gehört zu dem Geschlechte der Faulthiere und kann, wie alle andern zu demselben gehörigen, in Folge der Beschaffenheit seiner Vorderfüße nur sehr langsam laufen. Diese Vorderfüße haben sehr lange Krallen, welche sich im Laufen umlegen, so daß die eine Seite des Fußes auf dem Boden ruht. Den Ai, oder das eigentliche Faulthier — den ersteren Namen hat er bekanntlich von seinem Rufe erhalten, den er besonders zur Regenzeit häufig ertönen läßt — findet man ebenfalls in diesen Gegenden. Obgleich sonst außerordentlich träge in allen seinen Bewegungen, springt es doch mit ziemlicher

Schnelligkeit von Ast zu Ast, indem es sich dabei stets mit Beinen und Füßen anhängt.

Aus einer Fazenda, in der wir bei unserer Rückkehr nach Offeiras noch einen kurzen Besuch machten, erzählte man uns viel von den Fledermäusen, welche daselbst eine wahre Plage waren. Diese Thiere nisten zahlreich in den Höhlen der Kalksteinfelsen und fallen von da Nachts über Menschen und Thiere her, um ihnen das Blut auszusaugen. Hier waren es vorzüglich die Pferde, die ihren Angriffen ausgesetzt gewesen waren; alle Pferde in der Meierei nämlich waren gewöhnlich am Morgen mit einem oder mehreren Streifen geronnenen Blutes bezeichnet, das aus den Wunden geflossen war, welche jene Peiniger ihnen verursachten und in welchen dieselben ihren Durst nach Blut gestillt hatten. Wenn es auf dem Rücken eines Pferdes eine wunde Stelle gibt, so ziehen sie es vor, an dieser sich einzusaugen. Von unseren Fledermäusen unterscheidet sich der Vampyr, denn so wird diese Gattung hier genannt, sowohl durch seine Größe, als durch manche Eigenthümlichkeiten seiner Gestalt. Er ist vorzugsweise nur in den südlichen Gegenden des Festlandes von Amerika einheimisch und

in früheren Zeiten waren die Berichte, welche viele Männer, die jene Gegenden bereist hatten, von der Furchtbarkeit und Gefährlichkeit des Vampyrs gaben, so gräßlich und übertrieben, daß damals mancher Europäer dadurch abgehalten ist, in die neue Welt auszuwandern. Die Zunge des Vampyrs ist einer bedeutenden Ausdehnung fähig und, wie die Lippen, mit ganz eigenthümlichen Saugorganen versehen. Die Backenzähne sind vollkommen so gestaltet, wie bei andern fleischfressenden Säugethieren, — denn bekanntlich gehört das Geschlecht der Fledermäuse zu der Classe der Säugethiere und keinesweges zu den Vögeln. — Früher hat man irriger Weise geglaubt, der Vampyr besitze einen Stachel in der Zunge, womit er die Wunde, aus der er nachher das Blut sauge, verursache, allein wahrscheinlicher ist es, daß er dies mit dem scharfen gekrümmten Nagel seines Daumens thut. Der Blutverlust, welchen diese häßlichen Geschöpfe Menschen und Thieren verursachen, ist bisweilen schon so arg gewesen, daß diese vor Erschöpfung gestorben sind. Ob es, wie viele Reisende versichert haben, wahr sei, daß der Vampyr, während er das Blut des schlafenden Menschen oder Thieres

sauge, diesen mit seinen großen Flügeln Kühlung zuwehe, um sein Erwachen zu verhindern, vermag ich unsern geneigten Lesern nicht zu sagen; ich habe hier nie etwas davon gehört. Die Größe mehrer solcher auf der Fazenda erlegten Thiere betrug nicht weniger als 2 Fuß von einer Flügelspitze bis zur andern.

Spät am Abende kehrten wir an diesem Tage nach Offeiras zurück; in einer Straße bemerkten wir einen Knaben; der mit einem leuchtenden Gegenstande spielte, welchen wir anfänglich für eine große Feuerfliege hielten. Bei näherer Untersuchung aber gewahrten wir, daß es ein Schwamm war, den man in hiesiger Gegend sehr häufig auf den absterbenden Blättern einer Zwergpalme findet. Diese Schwämme strahlen bei Nacht ein phosphorartiges, glänzendes Licht von bleichgrüner Farbe aus, ähnlich dem, welches den größeren Feuerfliegen ist; einige von diesen Schwämmen sind hinreichend, ein finsternes Zimmer in solchem Grade zu erhellen, daß man dabei lesen kann.

Von Offeiras hatten wir, um nach Rio Janeiro zurückzukommen, zwei Wege; der eine, in der Dauer der kürzere, führte in gerader Richtung nach dem Meere und von dort aus zu Schiffe, er war auch

der bei weitem bequemere und gefahrlosere, allein wir, denen Beschwerde und Gefahr Lust und Spiel war, sobald es sich darum handelte, Neues zu sehen und zu hören, neue Erfahrungen und Entdeckungen zu machen, zogen es vor, die ungeheure Strecke von Offeiras nach Rio Janeiro zu Lande zurückzulegen und zwar um so mehr, je weniger diese Gegenden bisher von Reisenden untersucht und erforscht worden waren. Unsere Reise von dem ersteren Orte nach Parana-gua bot wenig Merkwürdiges dar. Uns fiel die Bauart der am Wege liegenden Häuser auf. Sie sind größtentheils mit dem einen Ende der Straße zugetehrt, und in diesem befindet sich ein großes mit einem Tische und einer Bank versehenes Gemach, das nur für Reisende bestimmt ist, da es mit dem übrigen Hause in keiner unmittelbaren Verbindung steht. So kann ein Fremder mehrere Tage in einem solchen Hause zubringen, ohne daß er das Mindeste von dem erfährt, was im Innern vorgeht. Die Stadt Paranagua liegt auf der Ostseite eines großen Sees, und besteht nur aus ungefähr 100 Häusern, die meist aus grobem Flechtwerke erbaut und mit einem rothfarbigen Lehm übertüncht sind, welcher ihnen ein sehr eigen-

thümliches Ansehen gibt. Der klare Spiegel des Sees lud uns zum Baden in demselben ein, allein wir fanden bald Veranlassung diesen Vorjaß aufzugeben, als man uns erzählte, daß der See von Alligatoren, großen Schlangen, Tapiren, Piranhas und andern gefährlichen Thieren wimmele, und sich schon mancher Unglücksfall daselbst ereignet habe. Unseres Bleibens in Paranagua war nicht lange und bald befanden wir uns wieder mitten im Urwalde. Die Gegend, durch welche wir jetzt reisten, war den Angriffen der Jaguare häufig ausgesetzt. Nacht für Nacht hörten wir auf unsern Lagerplätzen das ferne Gebrüll dieser Thiere, welche durch jenes entsetzliche Ereigniß eine so furchtbare Merkwürdigkeit für uns erlangt hatten. Dieses Gebrüll klang wie das Knurren eines erzürnten Hundes und dauerte jedes Mal eine Viertelstunde ununterbrochen fort. Unsere Hunde waren wachsam und bellten, zeigten sich aber dabei furchtsam und keiner wagte es den Lagerplatz zu verlassen. Die Pferde kamen von ihren Weideplätzen ganz nahe zu uns heran und stellten sich, die Nähe des Feindes witternd, ängstlich mit den Köpfen zusammen. Nach mehreren Tagen erreichten wir die Chapada, ein dürres Flach-

land, welches sich, gleich einer Wüste, 40 Meilen breit erstreckt. Anfangs war der Weg noch mit einigen kleinen Bäumen bewaldet, die aber allmählig immer dünner und kleiner wurden, bis sie endlich ganz verschwanden; nur einige verkrüppelte Sträucher wuchsen auf diesem öden Landstriche und außer einigen Heuschrecken gewahrten wir hier kein einziges lebendes Wesen. Zu beiden Seiten des Weges lagen die Ge-
 rippe von Pferden und Ochsen, welche auf dem Wege durch diese Wüste aus Erschöpfung zusammengefunken und aus Mangel an Wasser umgekommen waren. Glücklicherweise erreichten wir jedoch, obgleich äußerst erschöpft, das Ende der Chapada und langten in Duro, einer indianischen Niederlassung an. Diese Niederlassung ist vor ungefähr 100 Jahren von den Jesuiten gegründet worden, war aber damals viel blühender als jetzt, wo sich viele entlaufene Negerclaven mit den Indianern gemischt haben. Die Kleidung dieser Leute ist sehr einfach, und Knaben und Mädchen laufen sogar bis zu ihrem zwölften Jahre ganz nackt herum. In der Mitte der dürftigen Hütten, die aus einem einfachen mit Palmblättern bedeckten Flechtwerk bestehen, erhebt sich eine kleine Capelle, in welcher

jährlich einmal von einem katholischen Priester Gottesdienst gehalten wird, der dann aus der Stadt Natiribade, 30 Meilen weit herbeikommt. Diese Stadt war denn auch nur unser nächstes Reiseziel und zugleich der Ort, an welchem wir uns von den Beschwerden unserer langen Reise einigermaßen erholen wollten. Obschon aber der Boden und das Klima hier äußerst günstig sind, so herrscht doch beständiger Mangel an Lebensmitteln, weil die Einwohner zu träg zum Anbau des Bodens sind, und wir hatten daher stets nicht geringe Mühe, uns während unseres dortigen Aufenthaltes die nöthigen Lebensmittel zu verschaffen. Wenn man genau nachforscht, auf welche Weise die Leute hier ihren Lebensunterhalt gewinnen, so erfährt man leicht, daß die Wenigen, welche thätig und betriebsam sind, die Andern erhalten müssen; denn diese entwenden gewöhnlich von den Pflanzungen der ersteren das, was zur Erhaltung ihres elenden Daseins nöthig ist. Hierher — so dachte ich manchmal — gehörten ein Paar Tausend deiner fleißigen Landsleute, um durch ihren Anbau, ihre Betriebsamkeit, die herrliche Gegend zu einem Paradiese zu machen. — Die Sittenlosigkeit geht mit der Trägheit hier Hand

in Hand und abermals sind es die Geistlichen, die in dieser Beziehung das erste böse Beispiel geben. Die Frauen sind ohne Ausnahme leidenschaftliche Liebhaber des Tabakrauchens und die Pfeife kommt von früh bis Abends nur selten aus ihrem Munde. Wir waren endlich froh, die Stadt wiederum verlassen zu können und kamen auf dem Wege nach der kleinen Stadt Arroyas in der Nähe des Rio de Palma an einigen Goldgruben vorüber, welche von Negerclaven bearbeitet werden. Kurze Zeit vor unserer Ankunft fand hier ein Neger ein Stück gediegenen Goldes, das gegen 20 Loth wog und mehr als hinreichend war, um sich damit seine Freiheit zu erkaufen. Auch in Arroyas sind die Leute in so armseligen Umständen wie in Natividade, und zwar aus demselben Grunde, weil sie zu träg sind. In Europa würde das, was uns hier begegnete, etwas Unerhörtes sein; mitten in der Stadt nämlich, ungeachtet es uns an Geld keinesweges fehlte, mußten wir mehrere Male Hunger leiden, weil wir selbst für hohe Preise keine Lebensmittel aufreiben konnten. Die Umgegend von Arroyas ist außerordentlich schön und bot uns namentlich auch für unsere Pflanzensammlungen eine reiche

Ausbeute dar. Wir beschleunigten jedoch unsere Abreise aus dieser Gegend, um noch vor dem Eintritte der Regenzeit in Rio Janeiro einzutreffen. Sechs Wochen lang reisten wir ununterbrochen durch meist unbewohnte Gegenden und obschon wir eben keine Gefahren zu besorgen hatten, so gab es doch der Mühseligkeiten genug zu tragen; nicht selten befanden wir uns gänzlich ohne Lebensmittel und waren bisweilen froh, wenn wir unsere Nahrungsbedürfnisse nur mit einigen Tassen warmen Thees stillen konnten. Ueberall aber, wo wir auf eine Niederlassung stießen, sie mochte von Brasilianern, Indianern oder Negern bevölkert sein, wurden wir, so arm die guten Leute hier und da auch sein mochten, mit Herzlichkeit und Gastfreundschaft empfangen und bewirthet. Die einzige Vergütung, welche sie von uns anzunehmen genöthigt werden konnten, bestand in etwas Salz und Schießpulver, zwei Dinge, welche in diesen entlegenen Gegenden oft für den höchsten Preis nicht zu haben sind. So erreichten wir die Stadt San Romão am Ufer des San Francisco, deren Bewohner zum größten Theile aus sogenannten Farbigen bestehen und meist Kaufleute sind. Alle sind ohne

Ausnahme dem Spiele sehr ergeben, und die Angesehensten pflegten sich in dem Hause eines Kapitäns täglich zu versammeln, um in Gesellschaft ihrer beiden Geistlichen dieser Leidenschaft zu fröhnen.

Nach kurzem Aufenthalte daselbst brachen wir wieder auf und richteten unsern Weg nach dem sogenannten Diamantendistricte. Bald kamen wir in gebirgige Gegend, welche man eine wahre Alpenregion nennen konnte; sie erschien uns, die Beschwerde des Bergsteigens abgerechnet, überaus angenehm und ergötzlich, wie ein einziger ungeheurer Blumengarten. Es ging uns, wie den Kindern bei einer Festbescheidung; wir wußten häufig nicht, nach welcher Blume oder Pflanze wir zuerst greifen sollten, immer war eine schöner und seltener als die andere. Es herrschte außerdem auf diesem Hochlande eine feierliche Ruhe; wir bemerkten auch nicht ein einziges Thier irgend einer Art und außer dem Geräusche, welches wir selbst hervorbrachten, ließ sich nirgend ein Laut vernehmen.

Jenseits dieses Gebirges kamen wir in das Dorf Bassoras, wo wir einige Tage verweilten, um zu beobachten, auf welche Weise die Diamanten gewonnen werden, denn hier befindet sich eine der wichtig-

sten Diamantengruben Brasiliens. Ich brauche meinen geneigten Lesern nicht erst zu sagen, welch großes Interesse dies für mich hatte, da das Bergwerkwesen ja mein eigentlicher Beruf war. Der Cascalho — so nennt man den lockeren Kiesel, in welchem sich die Diamanten finden — muß zu diesem Zwecke vorher ausgewaschen werden, welches auf folgende Weise geschieht: Längs der Seite eines Weihers ist eine Reihe von Trögen angebracht; in jeden derselben wird von einem hierzu aufgestellten Sklaven ein gewisses Maaß von Cascalho geschüttet, der dann mit Wasser begossen wird. Dadurch und durch häufiges Aufrühren mit einer kleinen Hacke werden die Beimischungen von Sand und Erde hinweggeschafft, worauf man die größeren Kiesel, wenn sie auf der Oberfläche erscheinen, herausnimmt; bei diesem Verfahren findet man gewöhnlich die größten Diamanten. Vor den Trögen und ungefähr drei Fuß über denselben erheben sich verschiedene Sitze für zwei Aufseher angebracht, die, mit einer langen lederen Peitsche versehen, eine strenge Aufsicht führen, daß keine Diamanten gestohlen werden. Diese Arbeit dauert von früh bis Nachmittags, worauf der gereinigte Cascalho aus den Trögen her-

ausgenommen und an ein fließendes Wasser gebracht wird, um da die letzte Wäsche zu erhalten. Auf den Boden der Schöpfgefäße findet sich stets etwas Goldstaub, den man natürlich sorgfältig sammelt. Die Diamantenwäscherei ist übrigens Jedem gestattet, der sein Geld und seine Zeit darauf verwenden will. Die Unternehmer sind aber meist so sorglose und leichtsinnige Menschen, daß sie bei ihren Diamantenwäschereien häufig nur in Schulden gerathen; die Händler pflegen davon den meisten Gewinn zu ziehen; diese werden gewöhnlich schnell reich, während der Bergmann in Armuth sich abmüht und sein größtes Glück in Hoffnungen findet, die nur selten in Erfüllung gehen. Die Sklaven, die zu dieser Art des Bergbaues verwendet werden, finden, der strengen Aufsicht ungeachtet, nicht selten Gelegenheit, Diamanten zu entwenden.

Eine zweite Gebirgskette übersteigend gelangten wir an einen Punkt, von welchem wir die berühmte Cibade Diamantina, zu deutsch die Stadt der Diamanten erblickten. Man nähert sich dieser Stadt so plötzlich, daß es einem fast vorkommt, als wäre sie durch Zauberei hervorgerufen; man staunt bei dem

Anblicke so vieler stattlicher, glänzender Häuser mit vielen Kirchen, die an den steilen Abhängen des Gebirges allmählig über einander emporsteigen, über die zahlreichen, herrlichen Pflanzungen, mit welchen die Häuser der Vorstadt umgeben sind, welches alles zu der übrigens felsigen und kahlen Umgegend den angenehmsten und erquickendsten Gegensatz bildet. Das Innere der Stadt, obschon es an schönen Häusern keinesweges fehlt, gleicht übrigens dem aller anderen brasilianischen Städte; die Straßen sind eng und schmutzig, von dem übeln Dufte der mancherlei Kramläden erfüllt, ganz wie in Bahia. An den Häusern befinden sich gewöhnlich kleine Gärten, in welchen fast alle europäischen Küchengewächse gezogen werden. Die hiesigen Brasilianer könnte man ihrer Farbe nach eher für Europäer, als für Söhne dieser heißen Sonne halten, die Frauen sind die schönsten, welche man im ganzen Lande findet.

Zahlreicher als irgend eine Reisegesellschaft, in der wir unsere bisherigen Reisen gemacht hatten, war diejenige, in welcher wir nach einem längeren Aufenthalt die Stadt der Diamanten wieder verließen. Wir schlossen uns nämlich einer Handelskaravane an,

deren Ziel Rio de Janeiro war. Eine solche Caravane, die häufig aus 50 bis 400 Maulthieren — denn in den südlichen Provinzen reist man nicht mit Pferden — besteht, ist trefflich geordnet und der Leitung eines Arrieiro oder Maulthiertreibers untergeben, der zu Pferde hinter dem Zuge reitet. Dieser führt über den ganzen Zug die Oberaufsicht, gibt die nothigen Befehle zum Aufbrechen und Halten und dergleichen; gewöhnlich wird ihnen auch der Verkauf und Einkauf von Waaren anvertraut. Da die Wege hier sehr schmal sind, so müssen die Maulthiere einzeln gehen und sie sind so sehr daran gewöhnt, daß sie von dieser Ordnung auch dann nicht abweichen, wenn mehrere neben einander Platz hätten. Die Caravane wird gewöhnlich in mehrere Züge — Lotes — getheilt, deren jeder aus sieben Maulthieren besteht und von einem besonderen Treiber — Locador — geleitet wird; diese Locadores gehen zu Fuß und sind gewöhnlich Neger. Nach mehreren Tagen erreichten wir die kleine Stadt Cidade do Serro, die durch ihre Lage einen eben so überraschenden Anblick als Cidade Diamantina gewährt, und kamen dann nach Tapanhuacanga, einem Dorfe, in dessen Umgegend sonst viel Gold ge-

funden wurde, welches jetzt aber ziemlich erschöpft ist. In der Nähe desselben gewahrten wir auch eine ungeheure Anzahl jener großen Lehmnestler der weißen Ameisen.

Abermals drei Tage später langten wir endlich in More Belho an. Hier hatte mein Gönner genug zu thun, die vielen Briefe und Zuschriften zu lesen, welche während seiner Abreise von England an ihn eingelaufen waren und die man ihm auf seinen Wunsch aus Rio Janeiro hierher gesendet hatte. Diese Zeit benutzte ich, das Innere der berühmten Goldbergwerke zu besuchen, wozu ich durch den Einfluß meines Gönners die Erlaubniß erhielt, welche sonst Ausländern nicht leicht ertheilt zu werden pflegt. Als ich in Begleitung eines Aufsehers hinabstieg, wurden wir in ein Gemach geführt, wo wir unsern Anzug mit der üblichen Bergmannstracht vertauschen mußten, ganz, wie es auch im sächsischen Erzgebirge beim Besuche der Bergwerke zu geschehen pflegt. Diese bestand aus einem groben langen Flanellhemde, einem Rock und Beinkleidern von grober Packleinwand, einem starken Lederhute und einem Paar Schuhe, die wir an die nackten Füße zogen. Dann reichte man uns zwei

Lichter, von denen das eine sogleich angezündet, das andere zum spätern Gebrauch aufbewahrt wurde. Hierauf traten wir durch die sogenannte Einfahrt in das Bergwerk und stiegen dann zu dem nächsten gegen 40 Fuß tiefen Werkplaze, und so immer tiefer bis zum siebenten der neun Werkplätze hinab, so daß wir eine Tiefe von 300 Fuß erreichten; da die beiden untersten Werkplätze (in der Bergmannssprache Flügelörter genannt) mit Wasser angefüllt waren, so konnten wir sie nicht besuchen. Die Ausshöhlungen dieser Werkplätze bestanden aus engen Gängen, welche 4 bis 5 Fuß breit, und 5 bis 6 Fuß sich in verschiedenen Richtungen in das Innere, welches aus glimmerartigem Eisenschiefer besteht, getrieben sind. Dieser Schiefer ist so weich, daß die Gänge mit Holz ausgefüttert werden müssen, damit sie sich nicht wieder schließen, und mit Verwunderung gewahrte ich, wie mehrere der dicken Pfeiler von dem so außerordentlich festen brasilianischen Holze durch den Druck von oben zerquetscht und zerbrochen waren. Die Hauptgoldader ist von sehr ungleicher Ergiebigkeit und gibt bisweilen gar keine, zu andern Zeiten aber so reiche Ausbeute, daß man an einem einzigen Tage mehr

als 100 Pfund reinen Goldes gewinnt. Das reiche Erz wird gewaschen und in Mörsern zerstoßen, während man das ärmere in die Stampfmühlen schafft und dann durch Quecksilber scheidet, wie dies in meinem Vaterlande in dem großen Amalgamirwerke zu Freiberg mit dem Silber geschieht. Uebrigens wird das Erz bekanntlich erst durch Sprengen mit Pulver aus dem Gestein gelöst und hier dann von den Schavinnen in kleine Stücke zer schlagen; hierauf bringt man es auf Stampfmaschinen (im sächsischen Erzgebirge Bochwerke genannt), wo es zu Pulver gestoßen wird. Ein kleiner Wasserstrom, der durch diese Maschine beständig hindurchfließt, führt das Erz auf eine sanft geneigte Plattform, die mit gegerbten Häuten bedeckt ist, deren Haare nach oben liegen; die Goldtheilchen bleiben in den Haaren sitzen, während die leichtere Erdmasse hinweggespült wird. Der aus diesen Häuten gewaschene Goldstaub wird dann mit Quecksilber geschieden und so vollkommen gereinigt.

Wie gern ich auch meinen Aufenthalt in diesen Gegenden verlängert hätte, um durch Besuchen der Bergwerke die Kenntnisse in meinem eigentlichen Berufsfache zu erweitern, so gebot doch unsere fernere

Reise Gile, wenn wir, wie schon bemerkt, noch vor dem Eintritte der Regenzeit in Janeiro eintreffen wollten. Außerordentlich gefiel uns das kleine Städtchen Marianna durch seine Nettigkeit, den Glanz seiner Häuser und die blühende Pracht seiner Gärten; von hier aus war Duro Preto, die kaiserliche Stadt genannt, mit seinen vielen Goldbergwerken nur noch 2 Meilen entfernt. Der Weg, der dahin führt, ist sehr gut, geht allmählig bergauf und an seiner Seite stehen an vielen Stellen Bäume, welche den Europäer an die Landstraßen seiner Heimath erinnern. Am Eingange in die Stadt ist der Weg durch den Felsen gehauen; man sieht daselbst mehrere in die Berge laufende Gänge; die Ueberreste längst verfallener Goldbergwerke, die jetzt von den armen Leuten, welche in der Nähe wohnen, zum Theil als Schweinefüttern benutzt werden — sic transit gloria mundi. — Die Stadt hat viele große öffentliche Gebäude und sechs schöne Kirchen; auch fehlt es hier nicht an Unterrichtsanstalten und besonders schön ist der botanische Garten, der auf öffentliche Kosten unterhalten wird und in welchem sich neben den schönsten einheimischen, die schönsten ausländischen Pflanzen finden.

Acht Tage später stiegen wir von dem Orgelgebirge nach der herrlichen Gegend hinab, die das prachtvolle Rio de Janeiro umgibt und sahen uns nun wieder in dieser Perle, dem Anfange und Schlußpunkte unserer langen Reisen, in dem Wunderlande Brasilien.

8.

Die Heimkehr.

Wochen vergingen, ehe es uns gelang, eine passende Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa anzufundschaften, worüber wir jedoch keinesweges unwillig waren, da kein Ort der Erde durch die Herrlichkeit seiner Lage, die Pracht der tropischen Natur solche Reize bietet, wie Rio de Janeiro, diese Wunderstadt. Endlich erfuhren wir, daß eine große Handelsbarke in den nächsten Tagen nach Liverpool abzusегeln im Begriff sei und auf dieser schifften wir uns,

obschon sie den weiten Umweg längs der Küste und nördlichen Seehäfen über Marinhã nahm, nach dem heimischen Erdtheile ein.

Fünfzehn Tage lang währte unsere durch keinen Unfall getrübte Fahrt nach Marinhã; wir sahen Bahia und Pernambuco im Vorüberfahren wieder und erreichten glücklich die Insel St. Luiz, auf welcher Marinhã am nördlichsten Punkte Brasiliens, eine der wichtigsten Städte des Landes liegt und von dem festen Lande nur durch einen Kanal getrennt wird. Die Bevölkerung dieser Stadt beläuft sich auf 30,000 Seelen; die Häuser sind aus röthlichem Sandstein erbaut, meist zwei Stockwerke hoch und bilden regelmäßigere und reinlichere Straßen, als man sie in allen anderen brasilianischen Städten findet. Außer der fast unglaublichen Zahl von 85 Kirchen gibt es hier noch viele wichtige öffentliche Gebäude. Die Umgebungen der Stadt sind jedoch bei weitem nicht von dem herrlichen Pflanzenschmucke bedeckt, der die andern großen brasilianischen Städte auszeichnet; man merkt recht wohl, daß man von Rio de Janeiro weit nach dem Norden zu gekommen. Marinhã gegenüber, auf dem Festlande, liegt die Stadt Alcantara,

die jedoch, so groß auch ihre Kirchen und Häuser, in so sichtlichem Verfall begriffen ist, daß auf ihren Straßen schon das Unkraut zu wuchern beginnt.

Nachdem das Schiff seine ganze Ladung eingenommen hatte, schifften wir uns ein und sagten dem herrlichen Brasilien, dem Vaterlande so reicher Naturschönheiten, so gewaltiger Naturerzeugnisse und Naturereignisse, den Urwäldern mit ihrem tausendgestaltigen Pflanzenwuchse und ihren wilden thierischen Bewohnern, den klaren Strömen mit ihren üppigen Ufern und allen den freundlichen Leuten, die uns, die Fremdlinge in dem fremden Lande, so gastlich aufgenommen, Lebwohl. Mehrere Stunden lang waren unsere Augen nach der allmählig verschwindenden Küste gerichtet, die ein Land umsäumte, welches wir in so verschiedenen Richtungen durchstrichen, in dessen Wäldern wir so manche Nacht zugebracht, so manche Beschwerde erduldet, so manche Gefahr bestanden, aber auch so große Genüsse erlebt hatten, daß das Andenken an diese lange Reise gewiß zu den schönsten und belehrendsten Erinnerungen meines Lebens gehören wird.

Fünf bis sechs Tage lang steuerte unser Fahrzeug durch jene ungeheuren Felder von Seetang, welche zwischen dem 22sten und 28ten nördlichen Breitengrade das Meer bedecken. Diese wunderbaren Seepflanzen bilden meist lange Streifen oder Bänder; das untere Ende ihrer Stiele hat stets ein weißliches, abgestorbenes Ansehen, während die Enden der Zweige meist frisch und gesund sind. Niemand aber hat sie je an den Felsen haften sehen und eben so wenig hat man je Wurzeln an ihnen entdeckt.

Außerordentlich ergözte mich der Anblick der Flugfische, die sich besonders an heiteren Abenden in großen Schwärmen dicht vor unserem Schiffe erhoben; ich bemerkte dabei ganz deutlich, daß sie dabei ihre Brustflossen als Flügel benutzten und häufig schwingen sie sich auf diese Weise 5—600 Fuß weit über die Fläche des Meeres hinweg, ehe sie in dasselbe zurückfallen. In der Regel beträgt die Höhe, bis zu welcher sie sich über das Wasser erheben, nicht mehr als drei bis vier Fuß, allein es fielen mehrere derselben auf unserm Schiffe nieder, welches doch mehr als 10 Fuß über das Wasser herausragte.

Unsere Reise war im Ganzen eben so glücklich und schnell als angenehm; wunderbarer Weise aber fühlte ich, je näher ich dem Vaterlande kam, die Sehnsucht nach der Heimath, ja ein eigentliches Heimweh mit immer größerer Stärke in mir erwachen. Dort in dem fernen Brasilien, in seinen Wäldern, auf seinen Hochgebirgen hatte ich nur selten der Heimath gedacht, weil ich keine Hoffnung hatte, sogleich oder sobald die heimischen Berge, die heimathlichen Wälder wieder zu schauen; unter Negern und Indianern hatte ich gar oft der lieben Freunde und Verwandten, von denen mich eine Kluft von Tausenden von Meilen trennte, fast gänzlich vergessen, jetzt aber, wo jeder Hauch des Windes, der die Segel blähte, mich näher nach Europa, nach Deutschland, nach Sachsen rückte, begann ich zu beklagen, daß ich die Schnelle unseres Schiffes nicht verdoppeln konnte. Endlich am Abende des schönsten Sommertages, nach einer ununterbrochenen Seefahrt von zwei und dreißig Tagen erscholl der heiß ersehnte Ruf „Land!“ Am nächsten Tage fuhren wir glücklich und wohlbehalten im Hafen von Liverpool ein, und standen nun auf brittischem, auf europäischem Boden.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in diesem wichtigen Handelsplatze Englands schied ich von meinem Gönner und Reisegefährten, der mir mehr als solcher, der mir Freund und Wohlthäter geworden war. Ihm und seiner Empfehlung verdankte ich es, daß mir in einem Hannoverschen Bergwerke eine angemessene Anstellung zu Theil wurde, die mir nicht allein die Freude gewährte, mich dem gewählten Lebensberufe wieder widmen zu können, sondern mich auch für die Zukunft aller Sorgen überhob. Dankerfüllt gegen den edlen, herrlichen Mann, mit welchem ich so manche Beschwerde und Gefahr, aber auch so manchen edlen und reinen Genuß Jahre hindurch getheilt hatte, verließ ich den britischen Boden, betrat nach einer kurzen und glücklichen Fahrt den deutschen wieder, den ich einst unter ganz andern Hoffnungen verlassen hatte. Obschon die deutschen Laute, die in Hamburg zuerst wieder mein Ohr berührten, mich fast zu Thränen rührten, so war doch meines Bleibens in der alten Hansestadt nicht. Unaufhaltsam eilte ich weiter in das hannöversche Land, wo ich alle die Angelegenheiten ordnete, die mit meiner Anstellung

daselbst in Verbindung standen und dann ging es auf den Flügeln des Heimwehs nach dem lieben Sachsenlande. Freiberg, die alte Getreue, war bald erreicht und unter den Küssen, Händedrücken und Umarmungen meiner Aeltern, Geschwister und Freunde fand ich mich wieder.

Meine Reise ist zu Ende; dessen, was ich von meinem jetzigen Leben zu berichten hätte, ist nur wenig, auch gehört es nicht in den Raum dieses Büchleins, das ich in den freien Stunden, die mir mein bald darauf angetretenes Amt in Hannover läßt, entworfen habe, der Jugend meines deutschen Vaterlandes das Bild von einem Lande vor die Augen zu führen, das in der Bracht seiner Erzeugnisse, in der Herrlichkeit seiner Natur mehr als irgend eine andere Gegend der Erde verdient, der Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden. Und fürwahr — belohnt werde ich mich hinlänglich fühlen für die Beschwerden, die ich erduldet, für die Gefahren, die ich dort bestanden, wenn das Büchlein beiträgt, die Kenntnisse der jungen Leser, denen ich es gewidmet, zu erweitern, das Verlangen nach ihnen zu erhöhen, mit dem erregten

Wohlgefallen an der Natur das Gemüth zu veredeln
und so den einzig wahren Zweck aller Belehrung,
die Bildung des Verstandes und Veredelung des
Herzens erreichen und fördern zu helfen.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Stanford University Library
Stanford, California

In order that others may use this book,
please return it as soon as possible, but
not later than the date due.



